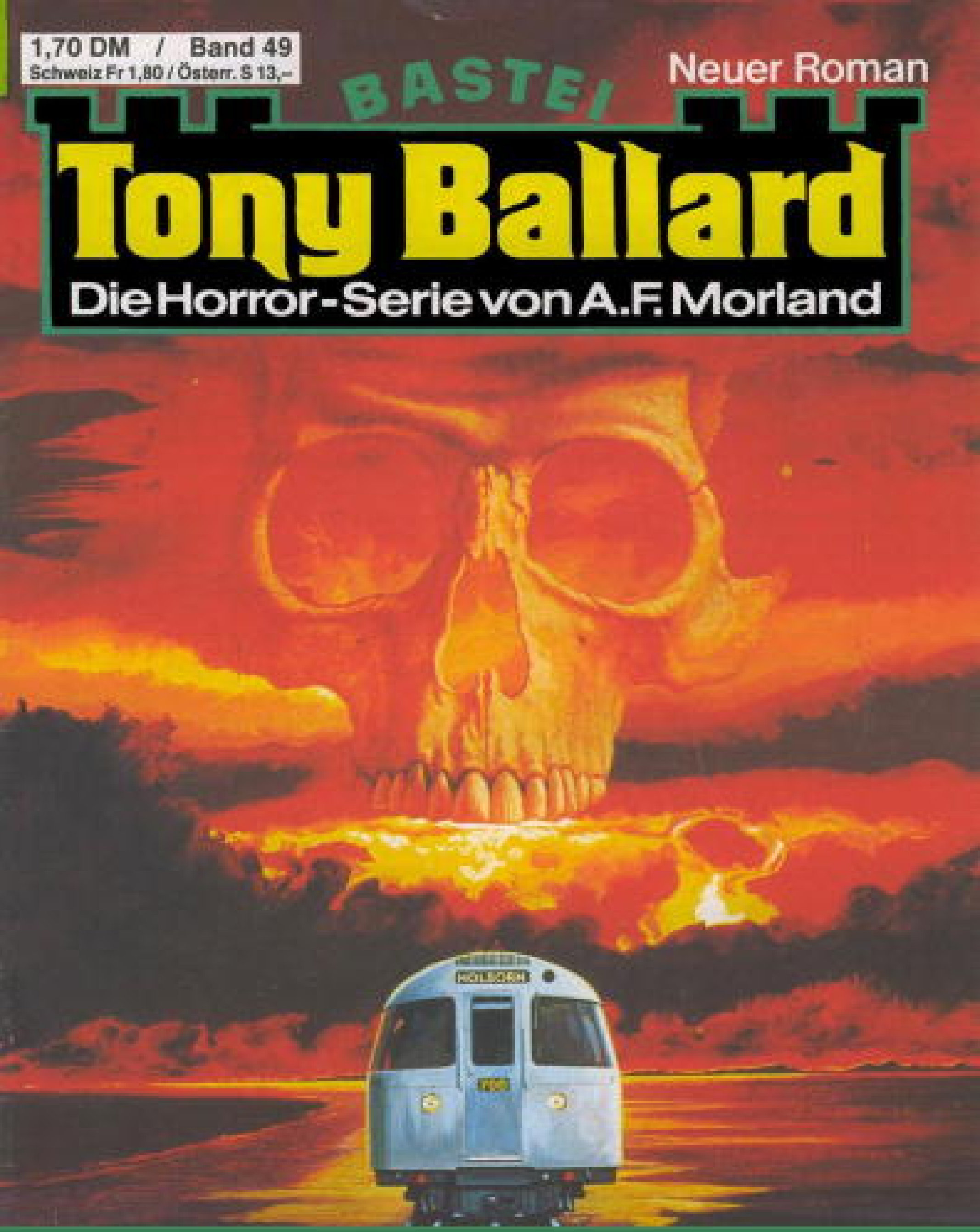


Wenn der rote Hexer kommt



Wenn der rote Hexer kommt

Tony Ballard Nr. 49

von A.F.Morland

erschienen am 03.08.1984

Wenn der rote Hexer kommt

»Hilfe! Bitte helfen Sie mir!«

Die Mädchenstimme gellte so schrill hinter mir auf, daß es mich förmlich herumriß. Ich befand mich auf einem meiner Joggingkurse im Nordwesten der Stadt, war verschwitzt und keuchte aus voller Lunge.

Eine parkähnliche Landschaft umgab mich mit hohen alten Bäumen und saftiggrünen Büschen – und ein hübsches Mädchen stolperte völlig entkräftet auf mich zu. Panik flackerte in ihrem Blick.

Die Angst hatte aus ihrem jungen Gesicht eine starre Maske gemacht, in ihren dunkelbraunen Augen schwammen Tränen grenzenloser Verzweiflung. Ich schien für sie der allerletzte Ausweg zu sein.

»Helfen Sie mir!« schrie sie mir entgegen. »Die… die wollen mich umbringen!«

Es hätte nicht dieser Worte bedurft, um in mir den Gentleman zu wecken. Ich fing das Mädchen auf, und im selben Moment hörte ich ihre Verfolger durch die Büsche brechen…

Sie saßen auf schnellen, hohen Pferden, trugen Sportkleidung, sahen aus wie harmlose Polospieler. Ich wußte, daß es in der Nähe einen Poloclub gab.

Die drei Männer verstanden hervorragend zu reiten. Sie schienen mit ihren Pferden zusammengewachsen zu sein, bildeten eine untrennbar scheinende Einheit.

Weit beugten sie sich vor, hingen mit grimmigen Gesichtern über dem Hals der Tiere und schienen tatsächlich die Absicht zu haben, das Mädchen, das zitternd und schluchzend in meinen Armen hing, zu töten.

Es schien ihnen durchaus nichts auszumachen, mich ebenfalls ins Jenseits zu befördern, sollte ich mich gegen sie stellen. Und genau das hatte ich vor, denn ich gehöre nicht zu der Sorte Mensch, die sich mit einem Schulterzucken abwendet, wenn jemand um Hilfe bittet.

Sie trieben ihre Pferde an, preschten auf uns zu. Ich packte das Mädchen mit beiden Händen und schob es hinter mich. Trommelnde Hufe, hochwirbelnder Staub, hochwachsende Pferdeleiber…

Und dann waren die Männer heran.

Ein Pferd rammte mich zur Seite. Ich brauchte drei Schritte, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Einer der Polospieler beugte sich zu meinem Schützling hinunter. Er wollte das Mädchen mit dem linken Arm schnappen und hochreißen, doch sie schlug den Arm kreischend zur Seite.

Ich war einen Kilometer von meinem Wagen entfernt, in dessen Handschuhfach der Colt Diamondback lag. Schade, daß ich diese Kerle nicht in die Mündung meines Revolvers sehen lassen konnte.

Damit hätte ich bestimmt großen Eindruck auf sie gemacht.

Sie waren keine Tierfreunde, das bewiesen sie damit, wie sie die Pferde herumrissen. Wiehernd stiegen die prachtvollen Tiere hoch, und dann griffen die Reiter erneut an.

Diesmal schwangen sie ihre langen Poloschläger. Für gewöhnlich sollten sie damit einen Ball aus Hartholz treffen und mit immer neuen Schlägen in das gegnerische Tor treiben.

Doch diesmal sollte ein Kopf der Ball sein.

Mein Kopf!

Ich wich mit dem fremden Mädchen zurück, konzentrierte mich auf die Angreifer. Der erste Schläger surrte auf mich zu. Ich federte in die Hocke, blieb aber nur für den Bruchteil einer Sekunde unten.

Dann schnellte ich wieder hoch und griff nach dem langstieligen Schläger, der mich knapp verfehlt hatte.

Meine Finger schlossen sich um den biegsamen Stiel. Ich brauchte nicht einmal daran zu ziehen; es genügte, ihn festzuhalten. Das Pferd stampfte an mir vorbei und der Mann konnte sich nicht mehr im Sattel halten.

Er kippte zur Seite und landete zwei Schritte von mir entfernt auf dem Boden. Da er sich bis zuletzt gegen den Sturz gewehrt hatte, hatte er offensichtlich auch die Luft während des Fallens nicht ausgestoßen. Als er nun auf dem Boden aufschlug, mußte er das Gefühl haben, es würden ihm die Lungenflügel zerreißen. Er stöhnte.

Ich hechtete mich auf ihn, als er sich benommen aufrichtete. Mein Körper prallte gegen den seinen, wir wälzten uns im Staub. Mit den Fäusten prägte ich ihm ein, daß ich etwas vom Fighten verstand. Getroffen pendelte sein Kopf hin und her.

Ich hörte das Kreischen des Mädchens und wußte nicht, daß es mir galt. Ich dachte, sie wäre in Bedrängnis, hielt kurz inne und schaute zurück.

Da sah ich einen Poloschläger genau auf mich zuschwingen. Wenn er diese Richtung beibehielt, mußte er meine Stirn treffen. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr mich diese Erkenntnis.

Ich warf mich in Gedankenschnelle zurück, konnte den Treffer nicht verhindern, aber seine Wirkung mindern. Trotzdem ging ein Sternenregen vor meinen Augen nieder.

Die Reiter verwandelten sich für mich in graue Schatten, bestanden nur noch aus Umrissen.

Da war eine Silhouette schräg über mir, und ihr verlängerter Arm, der Poloschläger, erwischte mich voll. Mir verging Hören und Sehen. Ich tauchte ein in ein schwarzes Nichts, vergaß die Reiter und das Girl, das den Kerlen nun rettungslos ausgeliefert war.

***

Das Mädchen hieß Hanya Bums. Als sie erkannte, daß sie wieder ohne Schutz war, schluchzte sie verzweifelt auf. Fassungslos starrte sie auf den Mann, den die Kerle mit ihren Poloschlägern zusammengeschlagen hatten. Sie hatte so sehr gehofft, daß dieser Jogger ihr helfen konnte.

Doch nun war sie wieder auf sich allein gestellt. Rasch drehte sie sich um, hob schützend die Arme über den Kopf und rannte mitten hinein in eine dichte, federnde Buschwand. Ihr Herz hämmerte wie verrückt, in ihrem Kopf hatte nur ein einziger Gedanke Platz: Flucht!

Würde sie es schaffen? Hanya schaute nicht zurück. Zweige griffen nach ihrer hellen Bluse und zerrissen den Stoff. Sie merkte es kaum. Es fiel ihr nicht einmal auf, daß Dornen ihr hin und wieder blutige Schrammen in die Haut rissen.

Weg! Weg! Nur weg…!

Jener Reiter, der aus dem Sattel geflogen war, schwang sich in den Sattel zurück, und dann nahmen die drei Polospieler die Jagd wieder auf. Das Mädchen durfte ihnen auf keinen Fall entkommen!

Schlinggewächse brachten das verzweifelte Mädchen zu Fall. Hanya

stürzte gegen junge, biegsame Zweige, die sie beinahe sanft zu Boden gleiten ließen. Das Mädchen sprang sofort wieder auf. Ihr dunkles Haar hing ihr wirr ins Gesicht. Sie spürte, daß die Kräfte stark nachließen. Bald würde sie sich nicht mehr auf den Beinen halten können.

Sollte sie wirklich ihr Leben verlieren?

Die Verfolger trieben ihre Pferde nicht durch die Büsche, sondern ritten außen herum, und als Hanya Bums den sinnlosen Versuch unternahm, eine Lichtung zu überqueren, waren die Männer zur Stelle.

Die schnellen Pferde schossen förmlich auf Hanya zu. Das Hämmern der Hufe wurde hinter ihr immer lauter, und als es ganz nahe war, wandte sich das ausgepumpte Mädchen zitternd um.

Sie konnte nicht mehr, war am Ende. Ein harter Schlag traf sie und raubte ihr die Besinnung, doch sie landete nicht auf dem Boden. Ein starker Arm umfaßte sie und riß sie hoch, aber das spürte sie schon nicht mehr.

Jetzt war ihr der Tod sicher.

***

»Du siehst aus, als hättest du versucht, eine Bärin zu vergewaltigen«, sagte Mr. Silver grinsend.

»Du wirst lachen, das habe ich tatsächlich«, gab ich schief lächelnd zurück.

»Wie ist die Sache ausgegangen?« wollte Vicky Bonney, meine blonde Freundin, wissen.

»Ich hab’ uns keine Schande gemacht«, sagte ich und zog mich ins Bad zurück.

Ein Blick in den Spiegel sagte mir, daß ich nicht zufrieden sein konnte, und ich war’s auch nicht, weder mit mir, noch mit meinem Aussehen. Der Mißerfolg nagte in mir, und ich war nicht gewillt, mich damit abzufinden.

Ich halte mich bei Gott nicht für etwas Besonderes, aber wenn man mich angreift, tut man das nicht ungestraft. Wenn man mich auf die linke Wange schlägt, halte ich nicht auch noch die rechte hin. Ich schlage lieber zurück, und genau das hatte ich auch in diesem Fall vor.

Mein Jogginganzug war noch schweißfeucht. Ich zog ihn aus und stellte mich unter die Dusche, drückte Shampoo auf meinen Kopf und seifte mich ein, als müßte ich meine Niederlage gründlich aus den Poren waschen.

Die Badezimmertür öffnete sich und Vicky Bonney trat ein. Sie schob die Duschkabinentür ein Stück zur Seite und musterte mich mit ihren veilchenblauen Augen. Es war mir nicht unangenehm.

»Soll ich dir den Rücken waschen, Tony?« fragte sie und griff nach dem Schwamm.

»Okay.«

»Was ist passiert?« fragte sie, während sie mit Gefühl meinen Rücken schrubbte.

An jedem anderen Tag hätte ich sie geschnappt und zu mir in die Kabine gezogen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie etwas anhatte, aber heute war mir nicht danach zumute. Man hatte mich brutal zusammengeschlagen, und ich mußte immerzu an dieses Mädchen denken, dem ich nicht helfen konnte.

»Später«, sagte ich. »Ich möchte es nicht zweimal erzählen.«

Nach dem Duschen zog ich mir saloppe Kleidung an und fand mich im Living-room ein, wo bereits ein Pernod auf mich wartete.

Ich nahm einen Schluck von dem Drink, den Vicky für mich hergerichtet hatte.

Mr. Silver und meine Freundin sahen mich abwartend an. Stille herrschte im Raum. Mir oblag es, diese Stille zu brechen.

Ich spannte sie nicht länger auf die Folter, berichtete ihnen, was sich ereignet hatte, und dabei stellte ich fest, daß mir dieses unerfreuliche Erlebnis immer noch in den Knochen saß. Ich würde mich wohl erst besser fühlen, wenn ich mich bei diesen, Kerlen revanchiert hatte.

Vicky Bonney kam zu mir, wippte auf die Zehenspitzen und hauchte mir einen Kuß auf die Stirn. »Du bist immer noch wütend. Ich sehe es dir an.«

»Sport ist Mord«, stellte Mr. Silver trocken fest. »Da denkst du an nichts Böses, hast nur im Sinn, dich fitzulaufen, und plötzlich tauchen drei Kerle auf und schlagen dir die Birne weich.«

»Keine Sorge, die ist noch lange nicht weich«, widersprach ich dem Hünen mit den Silberhaaren.

»Wie ich dich einschätze, wirst du jetzt irgend etwas unternehmen wollen«, sagte Mr. Silver.

»Wie recht du hast«, gab ich zurück.

»Ich kenn’ dich doch«, sagte der Ex-Dämon und grinste.

»Etwas habe ich bereits unternommen«, sagte ich. »Nachdem ich zu mir kam, suchte ich diesen Poloclub auf. Stinkvornehme Angelegenheit.«

»Du hast gehofft, diese drei Männer wiederzusehen«, warf Mr. Silver ein.

»Genau, aber ich hatte damit kein Glück. Da ich im Jogginganzug zu sehr auffiel, fuhr ich zunächst einmal nach Hause.«

»Aber du hast vor, dem Poloclub einen zweiten Besuch abzustatten«, stellte Vicky fest.

»Richtig«, bestätigte ich.

»Darf ich mitkommen?« fragte das blonde Mädchen. »Ich hätte zwar

die Druckfahnen meines Buches durchzusehen, aber ich verspüre dazu nicht die geringste Lust.«

»Also wenn man zu irgend etwas überhaupt keine Lust hat, soll man's lieber bleiben lassen«, sagte ich schmunzelnd.

»Damit, stärkst du mir den Rücken«, meinte Vicky. »Ich bin schon überredet.«

»Es könnte dort draußen Ärger geben«, warnte Mr. Silver.

Vicky Bonney lächelte. »Damit werden wir fertig. Für gewöhnlich haben wir ganz andere Gegner zu bewältigen. Dagegen ist eine Auseinandersetzung mit gewöhnlichen Verbrechern die reinste Erholung.«

Der Ex-Dämon lachte. »Meine Güte, gib nicht so an, Mädchen. Das ist ja nicht auszuhalten.«

»Man wird doch noch scherzen dürfen.«

Ich kippte den restlichen Pernod. »Der Anstrich, mit dem dieser Poloclub versehen ist, ist an Seriosität nicht zu überbieten.«

Mr. Silver kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Das scheint dir nicht zu gefallen, hm?«

»Nun ja, ich denke, es könnte nicht schaden, wenn wir mal ein bißchen am Lack kratzen und sehen, was sich darunter verbirgt. Immerhin schrie dieses Mädchen, man wolle sie umbringen.«

»Soll ich euch begleiten?« fragte der Ex-Dämon.

Ich stellte das Pernodglas auf den Tisch. »Es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn du mal den Kopf des Poloclubs durchleuchtest. Der Manager heißt David McShane, wie ich herausfand. Verschaff dir soviel Information über den Mann wie möglich. Mal sehen, was dabei herauskommt, Unter Umständen hat er ein paar verborgene Flecken auf seiner weißen Weste.«

»Keine schlechte Idee«, sagte Mr. Silver. »Hast du seine Adresse?«

»Ein bißchen was kannst du schon selbst tun; findest du nicht?«

»Wenn David McShane Dreck am Stecken hat, krieg' ich's raus«, versicherte Mr. Silver.

»Das wollen wir hoffen«, sagte ich und wandte mich an meine Freundin. »Können wir gehen?«

»Gleich, ich hole nur schnell meine Handtasche.«

In dieser Handtasche befanden sich drei silberne Wurfsterne und eine vierläufige Derringer-Pistole, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Waffen, die Vicky im Kampf gegen die schwarze Macht einsetzte. Heute würde sie sie wohl kaum brauchen, denn für das, was ich erlebt hatte, waren gewöhnliche Verbrecher verantwortlich, aber ich riet meiner Freundin dennoch nicht davon ab, ihre Waffen mitzunehmen.

Wie heißt es doch so treffend? Der Teufel schläft nicht!

»Wir bleiben in Verbindung«, sagte ich zu Mr. Silver, als Vicky Bonney mit der Handtasche zurückkehrte.

Der Ex-Dämon nickte, hob die Hand und machte das Victory-Zeichen. Er rechnete mit keinen besonderen Schwierigkeiten.

Vicky und ich verließen das Haus. Ich öffnete die Tür meines weißen Peugeot 504 TI für meine Freundin, ließ sie einsteigen und drückte die Tür ins Schloß, dann ging ich um das Fahrzeug herum und ließ mich hinter das Lenkrad fallen.

Der Colt Diamondback, der im Handschuhfach gelegen hatte, als ich meine Joggingtour absolvierte, steckte nun in meiner Schulterhalfter.

Ich startete den Motor. Mr. Silver stand an einem der Fenster im Erdgeschoß und verspürte größte Zuversicht, doch mir sagte mein kleiner Finger, daß Probleme auf uns zukommen würden, die nicht so einfach zu bewältigen waren. Woher nahm ich diese Ahnung? Ich beruhigte mich, indem ich mir sagte, daß mich mein Gefühl auch trügen konnte.

***

Er hieß Jeff Marshall und war einer der begehrtesten Junggesellen Englands.

Sie nannte sich Stella Bru, doch ihr richtiger Name war Brubaker.

Sie war Fotomodell, sah großartig aus, hatte ein hübsches Gesicht mit kindlichnaiven Zügen und kleine, feste Brüste.

Träge wälzte sich Stella Bru auf dem Seidenlaken. Das blonde Haar glich einer goldenen Flut, die sich über das weiße Kissen ergoß. Stella und Jeff hatten eine aufregende Nacht hinter sich, und da sie sehr spät zum Schlafen gekommen waren, lagen sie jetzt um neun Uhr immer noch im Bett.

Jeff besaß einen weltweit bekannten Electronic-Konzern. Er hatte ihn von seinem Vater geerbt, sich danach aber nicht auf die faule Haut gelegt und das Firmenvermögen verpraßt, wie es viele Söhne reicher Väter tun, sondern er hatte seinen Job von Anfang an ernst genommen und die Firma mit totalem Einsatz sehr weit nach oben gebracht.

Natürlich ruhte er sich auch jetzt nicht auf seinen Lorbeeren aus, denn das entsprach nicht seiner Mentalität, und er wußte, daß Stillstand Rückschritt war, aber ab und zu gönnte er sich eine schöpferische Pause, die er sich mit schönen, heißblütigen Mädchen verschönte.

Diesmal war Stella Bru an der Reihe, doch sie wußten beide, daß sie nicht lange beisammenbleiben würden. Jeff war in Wirklichkeit gar kein echter Junggeselle. Er war mit seiner Firma verheiratet, und bei Stella Bru hatte auch die Karriere Vorrang. Sie wollte Top-Modell werden und wußte, daß sie das Zeug dazu hatte, ganz zur Spitze vorzustoßen.

Sie wollte in dieser harten, mitleidlosen Branche zu den Top Ten gehören, und sie war davon überzeugt, daß ihr das gelingen würde.

Sex war etwas Schönes für sie, aber er kam erst an zweiter Stelle.

Jeff, dunkelhaarig, mit männlichen Zügen, beugte sich über sie und küßte ihren Hals. Stella Bru kraulte seine Nackenhaare.

»Ich habe die schönste Nacht meines Lebens hinter mir«, sagte Jeff Marshall leise. »Du warst toll. Ein Naturereignis.«

Stella kicherte. »Nun übertreib mal nicht.«

»Ehrlich. Du hast mich mit deiner Leidenschaft regelrecht überwältigt. So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist aber so.«

»Ein Mann mit der Erfahrung eines Don Juan….«

»Auch für Don Juan muß eine Frau das Nonplusultra gewesen sein«, sagte Jeff lächelnd. Er richtete sich auf und sagte spontan: »Ich möchte dir etwas schenken, Stella.«

Ihre Augenbrauen zogen sich unwillig zusammen. »Das will ich nicht. Es käme mir so vor, als wolltest du mich für das, was wir getan haben und das uns beiden großen Spaß gemacht hat, entlohnen.«

Er schüttelte den Kopf. »Das hat nichts mit Bezahlung zu tun. Ich möchte dir eine Freude machen. Darf ich das nicht? Ich mag dich sehr, Stella. Ich schätze dich, und wir sind Freunde. Laß mich dir etwas schenken, als dein Freund, okay? Nicht als Gegenleistung für die vergangene Nacht, sondern zum Zeichen meiner Wertschätzung. Das darfst du mir nicht abschlagen.«

»Na schön«, sagte Stella. »Und woran hast du gedacht?«

»Nicht weit von hier gibt es einen Juwelier. Er hat eine sagenhafte Auswahl. Ich bin sicher, du wirst bei ihm etwas finden, in das du dich verliebst.«

»Und was ist mit einem opulenten Frühstück?« fragte Stella Bru schmunzelnd.

»Mußt du nicht auf deine Linie achten?« fragte Jeff Marshall grinsend zurück. »Immerhin bist du Fotomodell, und ich hab' da heute nacht ein paar Fettpölsterchen entdeckt…«

»Du Scheusal!« zischte Stella und griff sich das Kopfkissen. Sie schlug damit auf Jeff ein. Er schnappte sich das zweite Kissen, und im Nu war die tollste Schlacht im Gange. Sie lachten und balgten sich wie Kinder. Natürlich siegte Jeff, und Stella ließ sich gern besiegen.

Als er sie niederdrückte und küssen wollte, entwand sie sich seinem Griff und sprang aus dem runden Bett, das mitten im Raum stand. Da sich Spiegel an allen Wänden befanden, war das schöne nackte Mädchen tausendfach zu sehen.

Sie stemmte die Fäuste in die Seiten und drehte sich einmal um die eigene Achse. »Wo?« fragte sie herausfordernd, sich ihrer Schönheit sehr bewußt. »Wo sind die Fettpölsterchen, bitteschön?«

Jeff hob grinsend die Schultern. »Ich muß mich wohl geirrt haben.«

»Das will ich meinen.«

Sie beschlossen, nicht in Jeff Marshalls Penthaus zu frühstücken, sondern in einem erstklassigen Restaurant zu »brunchen«. Brunch – dieses Kunstwort entsteht, wenn man Breakfast und Lunch zusammenzieht – Frühstück und Mittagessen in einem. Doch zuvor statteten sie dem Juwelier noch einen Besuch ab.

Das hätten sie nicht tun sollen…

Einen Kunden wie Jeff Marshall bediente Justin Carpenter, der Juwelier, natürlich selbst. Er legte Stella Ringe, Armbänder, Broschen und Halsketten vor, und es waren so großartige Stücke dabei, daß sich das Mädchen nicht entscheiden konnte. Verständnisvoll lächelnd stand der Juwelier bei ihnen, gab Auskunft, wenn er gefragt wurde und Tips, wenn sie erwünscht waren, doch seine Beratung fiel niemals aufdringlich aus. Es lag ihm fern, Stella irgend etwas einzureden. Schließlich sollte sie ja zufrieden den Laden verlassen und nach Möglichkeit wiederkommen.

Jeff legte ihr ein breites Platinarmband über das zarte Handgelenk und fragte, wie es ihr gefalle.

Sie kam nicht dazu, zu antworten, denn auf einmal brach die Hölle los.

Kunden und Verkäufer trauten ihren Augen nicht, als plötzlich vier knurrende Wolfswesen im Laden standen.

***

Stella Bru wurde kreidebleich und stieß einen schrillen Schrei aus.

Jeff Marshall fuhr herum. Angst kannte er nicht. Er war noch nie ein Feigling gewesen, und als Halbwüchsiger hatte er ausgezeichnet geboxt.

Für ihn stand fest, daß er es mit maskierten Verbrechern zu tun hatte, die bei Justin Carpenter absahnen wollten, und er fühlte sich für Stellas Sicherheit verantwortlich.

Die Angestellten standen wie erstarrt da. Eine grauhaarige, elegante Dame faßte sich ans Herz, schwankte und brach ohnmächtig zusammen.

Niemand wagte sich um sie zu kümmern. Die Werwölfe schwärmten aus. Justin Carpenter versuchte den Alarmknopf zu erreichen, doch als er den ersten Schritt machte, flankte einer der Unheimlichen über das Glaspult und schlug ihn nieder.

Jeff hatte ihn nicht aufhalten können, denn seine zu Fäusten geballten Hände forderten einen zweiten Wolf heraus. Dieser stieß sich fauchend ab und katapultierte sich Jeff Marshall entgegen.

Stella Bru stockte der Atem. Sie faßte sich an die bebenden Lippen und verfolgte den Kampf mit schreckgeweiteten Augen.

Jeff rammte dem Monster die Faust in den Bauch und sprang dann

sofort zurück. Sein zweiter Schlag traf den Schädel des Werwolfs.

Unerschrocken setzte er zu einem Rundschlag an, doch da hetzte noch ein Wolf heran.

»J-e-f-f-!« schrie Stella Bru verstört.

Jetzt traf ein Prankenhieb Jeff Marshalls Schulter. Die Krallen fuhren durch den Stoff und ritzten die Haut. Stella sah Blut und schrie wieder.

Jeffs Gesicht verzerrte sich. Er preßte die Kiefer fest zusammen, während ein glühender Schmerz durch seinen Arm raste. Er war angeschlagen, gehandicapt.

Waren das tatsächlich Masken, die so grauenerregend echt aussahen?

Er begriff, daß er diesen Kampf nicht mehr gewinnen konnte. Er hatte es mit zwei Gegnern zu tun – und er war verletzt. Keuchend wich er zurück, doch die Wolfswesen begnügten sich nicht damit, daß er aufgab. Er hatte es gewagt, sie anzugreifen, und dafür wollten sie ihn bestrafen.

Mit immer neuen Prankenhieben trafen sie ihn. Sie zerfetzten seinen Anzug total, rissen ihm das Hemd vom Körper und schlugen ihm ihre scharfen Krallen ins Fleisch.

Er brach zusammen, doch die Monster ließen immer noch nicht von ihm ab.

»Hört auf!« kreischte Stella Bru entsetzt. »Ihr bringt ihn ja um!«

Genau das hatten die Werwölfe vor. Vor aller Augen nahmen sie sich Jeff Marshalls Leben, und anschließend plünderten sie den Juwelierladen. Niemand wagte sich ihnen in den Weg zu stellen.

***

Hanya Bums schaute sich um. Weiße Marmorwände umgaben sie, glatt und nüchtern. Es befand sich absolut nichts in dem kleinen fensterlosen Raum. Hoch über ihr strahlte ein Neonring.

Hanya wußte nicht, wo sie sich befand und auf welchem Wege sie hierher gekommen war. Sie kam erst in diesem kalten Raum zu sich und brauchte lange, um die Erinnerung wie ein Puzzlespiel zusammenzusetzen.

Was war aus dem Jogger geworden, den sie um Hilfe angefleht hatte und der sie beschützen wollte? Hatten ihn diese Männer mit ihren Polostöcken erschlagen?

Hanya Burns erhob sich. Sie spürte Tränen über ihre Wangen laufen und wischte sie ab. Benommen lehnte sie sich an die Wand.

Ich bin verloren, dachte sie. Wer könnte mir jetzt noch helfen?

Sie rutschte mit der Schulter an der glatten Wand entlang und erreichte die Tür aus massivem Eichenholz. Als ihr Blick auf den gelben Türknauf fiel, weiteten sich überrascht ihre Augen.

Hanya betrachtete den Knauf aus nächster Nähe. Das war nicht

Messing, soviel erkannte sie sofort. Der Knauf schien aus purem Gold zu bestehen!

Marmorwände, ein goldener Türknauf! Sie mußte die Gefangene von immens reichen Leuten sein.

Zaghaft legte sie ihre Finger um den Knauf. Obwohl ihr klar war, daß man sie eingesperrt hatte, versuchte sie die Tür zu öffnen. Es gelang ihr nicht, aber sie war nicht enttäuscht. Sie hatte nichts anderes erwartet.

***

»Ist es noch weit, Tony?« fragte Vicky Bonney.

»Fünf Minuten«, antwortete ich.

»Was wirst du tun, wenn du diese Männer wiedersiehst?«

Ich grinste. »Ich werde ihnen meinen heißen Dank abstatten, und anschließend werden sie mir sagen müssen, was sie mit dem Mädchen gemacht haben.«

»Glaubst du wirklich, daß sie die Absicht hatten, sie umzubringen?«

»Diesen Halunken wäre es zuzutrauen.«

»Dann… lebt das Mädchen jetzt vielleicht schon nicht mehr.«

»Dafür werden diese Kerle geradestehen, das verspreche ich dir«, sagte ich grimmig.

Wir erreichten Hempstead, und wenig später stoppte ich den Peugeot auf dem Parkplatz des Poloclubs. Auf dem Spielfeld kämpften je vier Reiter.

Die Spielzeit beim Polo beträgt siebenmal acht Minuten mit jeweils drei Minuten Pause. Ein Spielabschnitt wird als Chukker bezeichnet.

Der wievielte gerade im Gang war, war nicht zu erkennen.

Da Pferde und Reiter schon etwas außer Puste waren, nahm ich an, daß die Hälfte der Spielzeit vorbei war. Ich sah mir die Reiter sehr genau an, doch in keinem erkannte ich einen alten Bekannten wieder.

Vicky und ich gingen zum Verwaltungsgebäude des Clubs. Als wir eintreten wollten, öffnete sich die Tür, und ein gutaussehender, eleganter junger Mann trat uns entgegen. Er hatte helle, intelligente Augen, mit denen er uns kurz musterte.

»Darf ich fragen, zu wem Sie wollen?« erkundigte er sich freundlich. Ich nahm es ihm nicht übel, daß er die Frage meiner Freundin stellte. Ich konnte verstehen, daß sie ihm besser als ich gefiel.

Die Antwort bekam er von mir. »Zu Mr. McShane. Er ist doch der Manager dieses Clubs, nicht wahr?«

»Ganz recht, Mister…«

»Ballard. Tony Ballard. Und das ist Miß Vicky Bonney.«

Er sagte: »Sehr erfreut.« Natürlich zu Vicky. Auch das verzieh ich ihm. Für mich hatte er ein »Tut mir furchtbar leid, Sir, aber Mr. McShane ist nicht hier.«

»Wann kommt er wieder?« fragte ich.

»Wenn Miß Bonney und Sie Mitglied unseres Clubs werden möchten, können Sie das gern auch mit mir besprechen, Mr. Ballard. Mein Name ist Murray Adams; ich bin Mr. McShanes Sekretär. Zunächst muß ich Sie aber darauf hinweisen, daß wir ein sehr exquisiter Club sind. Das heißt, unsere Mitglieder müssen nachweislich gut situiert sein.«

»Oh, das wäre ich, aber Miß Bonney und ich haben nicht die Absicht, uns um die Mitgliedschaft zu bewerben.«

Das schien er bedauerlich zu finden. Vor allem wegen Vicky. Ein Ausdruck von Reserviertheit legte sich über sein Gesicht, und der verstärkte sich merklich, als ich ihm sagte, ich wäre Privatdetektiv und suchte drei Männer.

Es fiel mir nicht schwer, mir das Aussehen der Kerle ins Gedächtnis zu rufen. So schnell würde ich sie bestimmt nicht vergessen. Ich beschrieb die Männer sehr genau.

Murray Adams hörte mir aufmerksam zu, und da er höflich war, unterbrach er mich nicht. Erst als ich geendet hatte, schüttelte er bestimmt den Kopf, und ich bekam wieder dieses »Es tut mir furchtbar leid, Sir«, zu hören, »aber diese Männer gehören nicht unserem Club an.«

»Sind Sie sicher, Mr. Adams?«

»Absolut sicher, Mr. Ballard. Ich kenne jedes Mitglied persönlich.«

»Wie viele sind es insgesamt?« wollte Vicky Bonney wissen.

»Etwa sechzig«, antwortete David McShanes Sekretär.

»Sechzig gutsituierte Personen«, sagte ich ölig.

»Es gibt mehr als sechzig in London, Mr. Ballard«, entgegnete Murray Adams.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Ist es ein Geheimnis, weshalb sie diese Männer suchen, Mr. Ballard?«

»Ja«, sagte ich und lächelte entwaffnend.

»Nun, dann will ich Sie in keinen Gewissenskonflikt stürzen und weiter in Sie dringen. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen…«

Zuerst wollte ich auch noch das Mädchen beschreiben, das mich um Hilfe gebeten hatte, doch dann sagte mir eine innere Stimme, daß er mit Sicherheit auch sie nicht kannte – beziehungsweise nicht kennen wollte.

»Aber natürlich«, sagte ich und trat zur Seite.

»Miß Bonney«, sagte er freundlich und ging.

»Er hätte auch mich grüßen können«, brummte ich. »Dabei wäre ihm bestimmt keine Perle aus der Krone gefallen.«

»Er hat eben mehr für das weibliche Geschlecht übrig.«

»Dagegen habe ich absolut nichts einzuwenden, aber muß er mich deshalb so schneiden?« sagte ich. »Was hältst du von ihm?«

»Er ist ein bißchen blasiert.«

»Ein bißchen ist gut. Er trägt die Nase so hoch, daß es ihm hineinregnen wird.«

»Ein Paradesnob. Ärgere dich nicht über ihn. Glaubst du wirklich, daß er die Männer, die wir suchen, nicht kennt?«

»Keine Ahnung. Ich traue ihm aber zu, daß er es, um Clubmitglieder zu schützen, nicht so genau mit der Wahrheit nimmt.«

»Den Eindruck habe ich auch«, sagte Vicky Bonney. »Was machen wir nun?«

»Wir müssen die Kerle eben ohne Mr. Adams' geschätzte Hilfe finden.«

»Nehmen wir einen Drink auf der Terrasse des Clubrestaurants?«

Ich grinste. »Glaubst du, wir sind diesen Leuten fein genug?«

»Wenn sich irgend jemand abfällig äußert, kaufe ich den Club und schließe ihn«, sagte Vicky Bonney schmunzelnd.

Wir begaben uns zur Terrasse und beobachteten das Spiel. Es wurde hart gekämpft. Mit wuchtigen Treibschlägen wurde der Ball aus Hartholz auf dem Spielfeld hin und her befördert, und ich erinnerte mich grollend daran, wie diese Kerle meinen Kopf für einen Holzball gehalten hatten.

Kennen Sie dieses Gefühl, wenn man glaubt, angestarrt zu werden?

Ich hatte es plötzlich und blickte mich um. Da war ein Mann bei den Stallungen. Ich sah nur sein Profil, aber er hatte Ähnlichkeit mit einem meiner Bekannten.

»Augenblick«, sagte ich zu Vicky Bonney.

Ich erhob mich, und sie schaute zu mir auf. »Wohin willst du?«

»Bin gleich wieder hier.«

»Hast du einen der Männer entdeckt?«

»Kann sein. Ich werde ihn mir auf jeden Fall aus der Nähe ansehen«, sagte ich und entfernte mich.

Der Mann beachtete mich nicht. Er rauchte seine Zigarette fertig, warf die Kippe auf den Boden, trat darauf und verschwand im Stall.

Ich sprang die Terrassenstufen hinunter und lief auf das offene Schiebetor zu.

Draußen schien die Sonne; drinnen empfing mich zwar keine schwarze Nacht, aber es dauerte kurze Zeit, bis sich meine Augen an die Dämmerung, die hier herrschte, gewöhnten.

Ich stand unter Strom und rechnete mit einem Angriff. Sicherheitshalber hob ich die Fäuste, damit man mich nicht überrumpeln konnte, aber der Angriff blieb vorerst aus.

Ich wandte mich nach links. In den Boxen standen Pferde. Die meisten nahmen keine Notiz von mir. Einige waren aber unruhig.

Ich ging langsam an den Boxen vorbei, blickte auch nach oben und suchte den Mann bei den Pferden.

Ab und zu schaute ich zurück. Kein verdächtiges Geräusch drang an mein Ohr.

Jubel am Spielfeldrand. Etwas Großartiges schien sich dort ereignet zu haben. Vielleicht war das Spiel zu Ende.

Der Geruch von Hafer und Pferdemist stieg mir in die Nase. Er war scharf, aber nicht unangenehm.

Ich kam bis zur Futterbox am Ende des Stalls. Von dem Mann entdeckte ich keine Spur. Er schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Mit derselben Gewissenhaftigkeit suchte ich ihn auch auf dem Rückweg – vergebens. Der Kerl war verschwunden, und ich wußte noch nicht einmal, ob er zu meinen drei »Freunden« gehörte oder nicht.

Es konnte sich auch nur um eine vage Ähnlichkeit handeln. Die Zweifel wären nur mit einer direkten Konfrontation auszuräumen gewesen.

Enttäuscht kehrte ich zu Vicky Bonney zurück. Ich setzte mich, und das war gut so, denn im nächsten Augenblick erlebte ich eine große Überraschung.

Das Mädchen, das meinen Schutz erfleht hatte, kam in diesem Moment auf mich zu. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Sie war es!

***

Für Ken Elliott trug sein Kollege Ian Warner einen Heiligenschein.

Sie arbeiteten in derselben Bank, und Elliott hörte gern zu, wenn Warner über seine Religion sprach.

Ian Warner gehörte einer Sekte an, die sich »Accons Söhne« nannte, und Accon sollte so etwas wie ein Gott sein, den sie verehrten.

Sie feierten keine Geburtstage, nicht Weihnachten oder Ostern. Sie lebten, um ihren Mitmenschen zu dienen, waren sanft, hilfsbereit und durften nicht einmal von einer Notlüge Gebrauch machen. Ihr Gehalt lieferten sie ab, und die Sekte kleidete sie ein und gab ihnen, was sie brauchten. Sie waren genügsam und friedfertig, nahmen ihre Mahlzeiten nach Möglichkeit gemeinsam ein und meditierten in der Gruppe, um Accon nahe zu sein.

Ken Elliott, neunzehn Jahre, rothaarig und sommersprossig, hing mit glänzenden Augen an Warners Lippen, wenn dieser über die Aktivitäten seiner Sekte sprach.

In der vergangenen Woche zogen »Accons Söhne« durch Londons Straßen. Sie musizierten und baten die Menschen um milde Gaben für Arme und Bedürftige.

»Du glaubst kaum, wie viele Menschen in dieser Stadt leben, deren Herz aus Stein ist«, sagte Ian Warner.

Ken Elliott nickte beipflichtend. »Es ist eine Schande. Der Wohlstand verdirbt die Leute. Er ist ein Fluch, kein Segen.«

»Die Sammlung lohnte sich schließlich doch«, sagte Warner bedächtig. »Für die Hartherzigen haben wir zwei Tage lang gebetet, damit Accon ihr Herz erweichen möge. Ich hoffe, er hat unsere Gebete erhört.«

Ken Elliotts Zunge huschte aufgeregt über die Lippen. »Erzähl mir mehr über Accon, Ian.«

Warner hob den Kopf und schaute mit verklärtem Blick zur Decke.

»Er ist die Güte, das Verständnis, die Liebe, die Treue… Er ist alles. Er ist eine Welt, in die wir eines Tages eingehen werden. Wenn wir sterben, werden wir eingehen in Accon, werden ein Teil von ihm sein. Doch schon viel früher wird Accon uns reich belohnen, wenn wir zu ihm beten und ihn verehren. Dieser Lohn werden aber keine irdischen Güter sein.«

»Was denn sonst?« fragte Ken Elliott gespannt.

»Jeder Mensch hat Wünsche, von denen er weiß, daß sie niemals erfüllt werden. Aber das trifft nicht auf uns zu. Wir, ›Accons Söhne‹, wissen, daß der Herr unsere Wünsche erfüllen wird. Wenn Accon kommt, wird er unser Wesen verändern. Wir werden mehr sein als nur Menschen.«

»Ist denn der Mensch nicht das Höchste auf dieser Welt?« fragte Ken Elliott.

»Unsere Heimat wird dann nicht mehr nur diese Welt sein, sondern auch Accon, so verkünden es die Weissagungen.«

»Das… das hört sich großartig an, Ian.«

»Es ist großartig«, sagte Ian Warner bestimmt, »und ich preise mich glücklich, daß ich mich als Auserwählten betrachten darf.«

Elliot betrachtete den um zehn Jahre älteren Kollegen ehrfürchtig.

Er wußte, daß nicht jeder Accons Sohn werden konnte, das hatte ihm Ian Warner schon gesagt. Es waren zunächst einige Prüfungen zu bestehen.

»Glaubst du…«, begann Ken Elliot. Er räusperte sich und fuhr sich verlegen durch das brandrote Haar. »Könntest du … Ich meine, könntest du dir vorstellen, daß eines Tages auch aus mir ein Auserwählter wird?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Ian Warner.

»Ich… ich bin ein anständiger Mensch, das weißt du. Wir kennen uns schon seit einem Jahr. Ich bin sanftmütig, liebe die Wahrheit und gehe jedem Streit aus dem Weg. Bisher dachte ich, mein Leben wäre ausgefüllt, doch seit ich dich kenne, weiß ich, daß es das nicht ist. Ich würde alles tun, um in eure Gemeinschaft aufgenommen zu werden, Ian. Vielleicht … hätte ich in dir sogar einen Fürsprecher. Was meinst du? Könntest du nicht einmal im Kreis deiner Brüder über mich

reden? Ich würde mich in die Gemeinschaft ohne Schwierigkeiten einfügen; ich bin sehr anpassungsfähig.«

»Wir haben manchmal Rituale, die dich… befremden könnten«, sagte Ian Warner.

»Bestimmt nicht; Ich würde bei allem mitmachen, und auch mein Ziel wäre es, eines Tages ganz in Accon aufzugehen.«

Ian Warner betrachtete nachdenklich seine Hände.

Ken Elliott wartete auf eine Antwort. Als keine kam, fragte er:

»Nun, was meinst du?«

»Ich werde mal mit dem Stellvertreter über dich sprechen.«

»Mit dem Stellvertreter?« fragte Elliott irritiert.

»Ja, mit Accons Stellvertreter. Er ist einer von uns, und solange Accon selbst noch nicht bei uns sein kann, wird er von einem Würdigen vertreten.«

»Aber eines Tages wird Accon selbst erscheinen, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte Ian Warner. »Und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß dieser Tag nicht mehr fern ist.«

»Oh«, sagte Ken Elliott. »Oh.« Er war überwältigt.

»Aber bis zu seiner Ankunft haben wir noch vieles zu erledigen.«

»Ich würde euch helfen. Tag und Nacht könnt ihr über mich verfügen.«

»Wäre das deinen Eltern denn recht?«

»Die reden mir in diesen Dingen nicht drein. Außerdem ist es mein Leben, um das es hier geht. Das ist kein egoistischer Standpunkt, bitte verstehe mich nicht falsch, Ian. Ich meine nur, daß mich meine Eltern frei entscheiden lassen, welcher Religion ich mich zuwenden möchte.«

Warner legte seinem Kollegen die Hand auf die Schulter. »Vielleicht bist du wirklich würdig, in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden, aber ich treffe nicht die Entscheidungen. Ich kann lediglich mit dem Stellvertreter sprechen und es ihm anheimstellen, ob er dich sehen will oder nicht.«

»Damit würdest du mir einen großen Gefallen tun, Ian«, sagte Ken Elliott, und seine Augen glänzten vor Freude und Glück. Er hatte endlich ein Ziel. Das war es, was er schon so lange suchte. Einen Sinn für sein Leben.

Dieser Sinn hatte jetzt einen Namen: Accon!

Ian Warner bat den jungen Kollegen, ihn kurz zu vertreten.

»Natürlich«, beeilte sich Elliott zu sagen. »Mach' ich gern. Ich tu' alles für dich, Ian. Freunde sind wir schon. Bald werden wir Brüder sein.«

»Das hängt nicht von mir ab.«

»Der Stellvertreter wird mit mir zufrieden sein«, versprach Elliott.

»Und Accon erst recht.«

»Wir sind die friedfertigste Sekte, die es gibt«, erklärte Warner.

»Aber wir können unsere Idee auch verteidigen, wenn es nötig ist.«
»Auch ich würde für diese gute Sache kämpfen«, beteuerte Ken Elliott leidenschaftlich. »Du bist ein Vorbild, Ian, dem jeder junge Mensch nacheifern sollte.«
»Ich bin gleich zurück«, sagte Warner.
»Du braucht dich nicht zu beeilen. Heute ist ohnehin nichts los.«
Warner ging, und Elliott nahm seinen Platz ein. Er ließ den Blick über die Banknotenstapel schweifen, und als er wieder aufsah, schaute er in das glitzernde Augenpaar eines Werwolfs!

***

An den Schreibtischen kreischten zwei Mädchen. Sie sprangen auf, die Stühle sausten auf den Rollen nach hinten und knallten gegen die Wand.
Vier Wölfe bevölkerten auf einmal die Bank.
Der einzige Kunde wurde bleich und versuchte, den Ausgang zu erreichen, doch eines der Monster setzte ihm sofort nach und streckte ihn mit einem Prankenhieb nieder.
Die weiblichen Bankangestellten standen starr vor Schrecken. Der Filialleiter trat aus seinem Büro. Neben der Tür preßte sich ein Werwolf an die holzgetäfelte Wand.
»Mr. Jykell!« rief eine Angestellte, doch der Warnschrei kam zu spät. Das Ungeheuer sprang hinter der Tür hervor. Seine Pranke schwang waagrecht durch die Luft und traf das Gesicht des Mannes.
Die Wucht des Treffers schleuderte den Filialleiter in sein Büro zurück. Der Werwolf warf sich auf ihn und raubte ihm mit einem neuerlichen Schlag das Bewußtsein.
Ken Elliott streckte die Arme hoch, als wollte er die Decke stützen.
Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn. Er wich zurück. Alarm auszulösen kam für ihn nicht in Frage. Er war nicht lebensmüde. Er hatte jetzt ein Ziel vor Augen: Accon.
Glücklicher Ian Warner, dachte der junge Mann. Hat Accon dir diesen Horror erspart? Hält er schon jetzt schützend seine Hand über dich?
Der Wolf, den Ken Elliott zuerst gesehen hatte, trieb ihn in eine Ecke. Als Elliott mit dem Rücken gegen die Wand stieß, wurde er fahl. Was nun?
Aus dem Maul des Monsters flog ihm ein grauenerregendes Knurren entgegen, und im nächsten Moment raubte ihm ein fürchterlicher Schlag die Besinnung.
Als er zu sich kam, bemühte sich Ian Warner um ihn. »Junge, Junge, kann man dich denn keinen Moment allein lassen?«
»Es tut mir leid, Ian. Wie geht es dem Kunden? Wie geht es Mr. Jykell?«

»Beide wurden ins Krankenhaus gebracht.«
»Besteht Lebensgefahr für sie?«
»Ich glaube nicht.«
»Ich… ich kann es immer noch nicht fassen, Ian. Als ich dieses Scheusal vor mir sah, dachte ich, ich wäre verrückt geworden. Wölfe! Stell dir das mal vor! Das waren aufrecht gehende Wölfe!«
Warner nickte. »Ich habe sie gesehen.«
»Wo?«
»Auf dem Videoband unserer Überwachungskamera. Die Polizei spielt sich den Überfall immer wieder vor.«
»Ian, das können doch nicht wirklich Wölfe gewesen sein. Es kann sich nur um maskierte Menschen gehandelt haben.«
»Der Ansicht sind auch die Polizeibeamten.«
»Und was denkst du?« fragte Ken Elliott, dem an der Meinung seines Kollegen sehr viel lag.
»Wir stehen zunächst immer auf dem Standpunkt, daß nichts unmöglich ist Ken.«
»Du meinst, ›Accons Söhne‹ glauben an die Existenz solcher Monster?«
»Wo Licht ist, da ist auch Schatten, Ken. Accon ist das Licht. Wenn wir ihn akzeptieren, müssen wir auch den Schatten akzeptieren. Den Schatten, der für uns keinen Namen hat, den es aber gibt, und in dessen dunklem Mantel sich die furchterregendsten Geschöpfe verbergen.«
»Aber…«
»Merke dir eines, Ken: Wenn du Accons Sohn werden willst, darfst du niemals an unserer Lehre zweifeln; das ist das oberste Gebot.«
Elliott nickte. »Ich werde mich daran halten.«

***

Die Bankfiliale war seit dem Überfall geschlossen, und die Angestellten wurden nacheinander von den Polizeibeamten vernommen.
Als Ken Elliott an die Reihe kam, betrat er den Überwachungsraum mit zaghaftem Schritt. Er nagte an seiner Unterlippe und sah die Anwesenden der Reihe nach an.
Ein bulliger grauhaariger Mann trat vor und schnarrte: »Ich bin Inspektor Robert Wallace. Das ist Sergeant William Arnes.« Er wies auf einen schmächtigen Menschen, der so aussah, als würde er niemals den Mut aufbringen, seinem Vorgesetzten zu widersprechen.
Inspektor Wallace fragte nach Ken Elliotts Personalien. Der Bankangestellte gab Auskunft.
»Würden Sie uns nun erzählen, wie der Überfall aus Ihrer Sicht ablief, Mr. Elliott?« sagte Robert Wallace, nachdem der Sergeant auf

einem Blatt Papier all das festgehalten hatte, was Ken Elliott zu seiner Person angegeben hatte.

Jene Polizeibeamten, die der Inspektor nicht vorgestellt hatte, verließen den Raum. Elliott lächelte verlegen. »Ich fürchte, ich werde Ihnen keine große Hilfe sein, Inspektor. Der Überfall passierte so überraschend und schnell, daß ich mit dem Denken nicht mitkam. Außerdem… war ich nicht lange bei Bewußtsein. Sie müssen gesehen haben, wie es mir erging.«

Wallace nickte. »Wie fühlen Sie sich?«

»Ein bißchen Schädelbrummen, aber sonst bin ich wieder okay, Sir.«

»Was taten Sie unmittelbar vor dem Überfall, Mr. Elliott?«

»Ich unterhielt mich mit meinem Kollegen Ian Warner. Ian gehört einer friedlichen Sekte an. Da wir nichts zu tun hatten, bat ich ihn, mir davon zu erzählen. Ich interessiere mich sehr für diese Sekte, müssen Sie wissen, und habe vor, mich um die Mitgliedschaft zu bewerben.«

»Sind Sie derzeit konfessionslos?«

»Ja, Sir, und ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß der Mensch etwas über sich braucht. Ich meine, einen Gott, zu dem er aufblicken kann, sonst…«

»Wir wollten über den Überfall sprechen, Mr. Elliott«, unterbrach ihn Inspektor Wallace und führte den rothaarigen Bankangestellten damit auf das ursprüngliche Thema zurück.

Ken Elliott nickte. »Ja, Sir. Entschuldigen Sie, aber ich bin noch ein bißchen durcheinander.«

»Das ist durchaus verständlich. Sie unterhielten sich mit Mr. Warner über dessen Sekte.«

»So ist es.«

»Und weiter?«

»Ian… äh … Mr. Warner bat mich, ihn kurz zu vertreten, was ich selbstverständlich gern tat, denn wir sind Freunde. Ich übernahm die Kasse, und Sekunden später stand dieser Werwolf plötzlich vor mir.«

»Sie meinen, dieser Verbrecher, der sich als Wolf verkleidet hatte«, stellte der Inspektor richtig.

Ken Elliotts Blick pendelte zwischen dem Inspektor und dem Sergeant hin und her. William Arnes machte sich Notizen. Er schrieb auf, was ihm wichtig erschien.

»Sie als Polizeibeamte können die Existenz eines solchen Monsters natürlich nicht akzeptieren«, sagte Ken Elliott, eingedenk der Worte seines Freundes und Kollegen.

»Tun Sie das etwa?« fragte Sergeant Arnes.

»Nun, ich könnte mir vorstellen, daß es mehr zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Schulweisheit erträumen laßt«, sagte Elliott.

Robert Wallace machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich

schlage vor, wir halten uns fürs erste nicht damit auf, klären zu wollen, wer von uns beiden recht hat, Mr. Elliott. Wir sind der Ansicht, daß vier verkleidete Gangster die Bank überfielen, und ich möchte Sie bitten, unsere Ansicht für kurze Zeit auch zu der Ihren zu machen.«

»Das kann ich nicht«, sagte Elliott, der in keinen Gewissenskonflikt geraten wollte. Sein Ziel war Accon. Er handelte schon so, als wäre er ein Mitglied dieser Sekte. »Sie dürfen das nicht von mir verlangen, Inspektor Wallace.«

Der Inspektor seufzte und warf dem Sergeant einen leidgeprüften Blick zu.

»Also gut. Mr. Elliott, es waren vier Ungeheuer. Sie wurden von einem angegriffen.«

»Ja, so war es. Es trieb mich in die Ecke. Ich hatte eine Heidenangst, wie Sie sich vorstellen können.«

»Fiel Ihnen an dem Monster irgend etwas auf?«

»Nein, Sir.«

»Es schlug Sie nieder. Hat es auch versucht, Sie zu beißen?«

»Nein, Sir.«

»Warum nicht?«

Ken Elliott lächelte nervös über diese Frage. »Ich weiß nicht, welche Antwort Sie darauf erwarten, Sir. Wie soll ich wissen, was in dieser Bestie vorging?«

»Ist es nicht so, daß Hunde und Wölfe ihren Opfern die Reißzähne ins Fleisch schlagen? Die gefährlichste Waffe dieser Tiere sind doch die Zähne, nicht die Pranken.«

»Damit haben Sie natürlich recht«, sagte Ken Elliott. »Das trifft auf gewöhnliche Tiere zu, aber nicht auf Werwölfe.«

Wieder wandte sich der Inspektor mit einem leidgeprüften Blick an den Sergeant, der kaum merklich die Schultern hob, was soviel heißen sollte, wie: Da kann man nichts machen, Sir. Manche Leute spinnen eben.

»Warum haben Sie nicht den Versuch unternommen, den Wolf abzuwehren, Mr. Elliott?« fragte Inspektor Wallace.

»Einen Werwolf?« fragte der junge Bankangestellte zurück, und es klang so, als würde er an Wallaces Verstand zweifeln. »Ich hätte doch nicht die geringste Chance gehabt.«

»Sie haben es nicht einmal versucht.«

»Ich hatte Angst, das sagte ich doch schon. Ich glaube nicht, daß Sie sich in dieser schrecklichen Situation anders verhalten hätten. Hinterher, wenn die Gefahr vorüber ist, kann man leicht reden. Aber Sie hätten dabeisein müssen, als es passierte.«

»Schon gut, schon gut, Mr. Elliott. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf.«

»Das können Sie auch nicht. Ich habe mir nichts zuschulden kommen

lassen.«

»Natürlich nicht. Bitte ärgern Sie sich nicht über meine Fragen. Mir fällt nun mal die leidige Aufgabe zu, dieses Verbrechen aufzuklären und die Schuldigen hinter Schloß und Riegel zu bringen. Kommt es Ihnen nicht merkwürdig vor, daß sich Werwölfe 875.000 Pfund Sterling unter den Nagel reißen? Was machen Monster mit soviel Geld? Wieso sind sie überhaupt an Geld interessiert?«

»Sie bleiben ja nicht ständig Ungeheuer. Irgendwann verwandeln sie sich wieder in Menschen, und als solche haben sie für Geld sehr wohl eine Verwendung.«

»Das wird's sein«, sagte der Inspektor und schnippte mit dem Finger.

»Sie glauben mir nicht. Sie machen sich über mich lustig«, sagte Ken Elliott. »Aber das macht mir nichts aus.«

Robert Wallace schlug einen versöhnlichen Ton an. »Ich befinde mich in einer äußerst schwierigen Lage, Mr. Elliott. Ich würde Ihnen schrecklich gern glauben, aber ich habe Vorgesetzte, und wenn ich denen eine haarsträubende Werwolfgeschichte serviere, mache ich sie böse. Ich weiß nicht, ob Sie schon mal unter einem Vorgesetzten gearbeitet haben, der sauer auf Sie ist. Das ist die Hölle.«

»Hätten Sie etwas dagegen, mir die Videoaufzeichnung zu zeigen?« fragte Ken Elliott.

Der Inspektor schnippte wieder mit dem Finger. »Sergeant«, sagte er, und William Arnes ließ das Band laufen.

Elliott sah die Wölfe wieder, und es überlief ihn eiskalt. Es war schon seltsam, daß er zusehen konnte, wie ihn das gefährliche Monster in die Ecke trieb und bewußtlos schlug. Als sich Ken Elliott zusammensacken sah, hielt er unwillkürlich die Luft an.

»Sie haben das ganze Kassengeld geraubt«, kommentierte Inspektor Wallace. »Und anschließend plünderten sie den Safe. Es ist mir ein Rätsel, woher sie die Kombination kannten. Haben Sie eine Erklärung dafür, Mr. Elliott?«

Die Augen des Rothaarigen blieben auf den Bildschirm geheftet.

Er sah, wie die Monster schon nach kurzer Zeit mit ihrer Beute die Bank wieder verließen. »Nein, Sir«, sagte Elliott gespannt. »Das ist auch mir ein Rätsel.«

***

»Ich werd' verrückt!« entfuhr es mir.

Vicky Bonney musterte mich mit ihren veilchenblauen Augen.

»Was ist los, Tony?«

»Ich mache mir die größten Sorgen um sie, sehe sie schon mehr tot als lebendig, und dabei spaziert sie hier herum, als wäre alles in bester Ordnung.«

»Von wem sprichst du?« fragte Vicky irritiert.

»Von dem Mädchen, wegen dem man mich heute morgen niedergeschlagen hat«, sagte ich leise. »Das ist ja ein Ding.«

Sie arbeitete hier als Service Girl, erreichte unseren Tisch und erkundigte sich nach unseren Wünschen. Mit keinem Wimperzucken verriet sie, daß sie mich wiedererkannte.

Statt einen Drink zu bestellen, lehnte ich mich zurück und sagte:

»Hü«

Sie reagierte nicht darauf. Ihre Miene wurde abweisend. Großartig. Vor kurzem durfte ich mich für sie noch zusammenschlagen lassen, doch nun wollte sie von mir nichts mehr wissen.

Was hatte sich in der kurzen Zeitspanne geändert? Offensichtlich hatte sie mir nicht die Wahrheit gesagt, als sie behauptete, die drei Reiter wollten sie umbringen. Sie hatte diese dramatische Feststellung benutzt, damit ich mich für sie einsetzte. Was hatten die Reiter wirklich von ihr gewollt? Ich liebe es nicht, wenn man mich auf diese Weise zum Narren hält.

Und das Mädchen liebte es offensichtlich nicht, von Männern mit

»Hü« angesprochen zu werden, deshalb zeigte sie mir die kalte Schulter.

»Erkennen Sie mich nicht?« fragte ich. »Sie müssen mich doch wiedererkennen.«

»Tut mir leid, Sir«, sagte sie, ohne mich anzusehen. Sie hielt es für einen Trick. »Ich habe Sie noch nie gesehen.«

»Sie können doch kein so kurzes Kurzzeitgedächtnis haben«, sagte ich verstimmt. »Es ist noch nicht einmal zwei Stunden her…«

»Ich kenne Sie nicht.« Steif und fest blieb das Mädchen dabei, und es sah mich weiterhin nicht an. Ihr Blick blieb auf Vicky Bonney gerichtet. Wahrscheinlich erachtete sie es als ungehörig, daß ich sie ansprach, wo ich doch in Begleitung einer Dame war. »Was darf ich bringen?« wollte sie wissen.

»Für mich einen Wodka-Juice«, sagte Vicky Bonney.

»Pernod«, sagte ich trocken.

Das Mädchen ging. Vicky sah mich zweifelnd an. »Bist du sicher, daß sie es ist, Tony?«

»Darauf gehe ich jede Wette ein«, erwiderte ich ärgerlich. »Ich laß mich doch von der nicht für dumm verkaufen.«

»Welchen Grund sollte sie haben, zu leugnen, dich zu kennen?«

»Das werde ich herausfinden«, sagte ich entschlossen. »Heute morgen war sie die Verzweiflung in Person, und jetzt tut sie so, als ob alles in Butter wäre. Ich sage dir, da ist irgend etwas sehr, sehr faul. Der Gestank macht mich beinahe krank. Wenn sie mit den Drinks wiederkommt, nagle ich sie mit meinen Fragen fest, und sie wird mir antworten müssen!«

Aber das Mädchen machte mir diese Freude nicht. Ihre Kollegin

servierte uns die Getränke.

»Wieso servieren Sie? Wir haben nicht bei Ihnen bestellt«, sagte ich verstimmt.

»Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus, Sir«, sagte das Mädchen verlegen.

»Wo ist Ihre Kollegin?« wollte ich wissen.

»Drinnen. Sie hat an der Bar zu tun.«

Ich stand auf, murmelte eine Entschuldigung in Vickys Richtung und begab mich in das Restaurant. Vor dem Bartresen standen acht Hocker. Nur ein einziger war besetzt. Das Mädchen, auf das ich sauer war, befand sich hinter dem Tresen. Als ich mich auf einen der Hocker schwang, ignorierte sie mich, aber das konnte sie mit mir nicht machen.

»Bedienung!« rief ich laut.

Das Mädchen sah mich entrüstet an. Ihr kalter Blick wollte mich vom Hocker stoßen, aber ich saß bombenfest. Der eine Gast, drei Hocker neben mir, blieb nicht länger. Er ging, und ich winkte das Mädchen zu mir.

Sie funkelte mich ärgerlich an. »Was wollen Sie von mir?« fragte sie abweisend.

»Sie haben mir meinen Drink nicht serviert«, sagte ich und bleckte die Zähne.

»Das hat Gena getan.«

»Und warum nicht Sie? Wie ist Ihr Name?«

»Ich wüßte nicht, was Sie das angeht.«

»Ich werde Ihnen eine kleine, wahre Geschichte erzählen und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir aufmerksam zuhören würden… Es war einmal ein Privatdetektiv, der nichts weiter im Sinn hatte, als sich mit einem gesunden Waldlauf fitzuhalten. Da schrie auf einmal ein Mädchen um Hilfe, und der Detektiv sah sich bemüßigt, sie vor drei grimmigen Polospielern in Schutz zu nehmen. Leider gelang ihm das nicht. Die Reiter schlugen ihn bewußtlos, und er wußte nicht, was aus dem Mädchen wurde. Er machte sich Sorgen um die Kleine. Als er aber hierherkam, erkannte er, daß er sich zu Unrecht gesorgt hatte, denn das Mädchen war wohlauf … Wissen Sie, was das Fatale an meiner Geschichte ist? Der Detektiv sieht so aus wie ich, und das Mädchen so wie Sie. Was sagen Sie dazu?«

Mir war nicht entgangen, daß das Mädchen während meiner Geschichte blaß und nervös geworden war. Aber diese Reaktion genügte mir nicht. Ich wollte endlich einen Kommentar hören.

Aber mein Gegenüber blieb stumm. Deshalb sagte ich: »Sie können sich nicht denken, was mich Ihr Name angeht, nicht wahr? Nun, beste Freundin, ich möchte doch wenigstens wissen, für wen ich mich zusammenschlagen ließ, oder ist das Ihrer Ansicht nach zuviel

verlangt?«

Ihre Nervosität wuchs. War das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Sie ließ ihren Blick aufgeregt durch das Lokal schweifen und nagte an ihrer Unterlippe.

»Mein Name ist übrigens Tony Ballard«, sagte ich. »Möchten Sie meinen Ausweis sehen?«

»Nein!« Es kam wie aus der Pistole geschossen. »Nein, Mr. Ballard.«

»Was haben Sie gegen mich?«

»Nichts«, beteuerte mir das Mädchen. »Wirklich nichts. Vorhin, auf der Terrasse, dachte ich, Sie wollten mit mir anbändeln. Ich fand das schäbig von Ihnen, weil Sie sich in weiblicher Begleitung befanden.«

»Es hätte meine Schwester sein können«, sagte ich. »Aber wir wollen jetzt nicht über die Regeln des guten Tons diskutieren, sondern uns auf meine Geschichte konzentrieren. Ich sehe, daß sie Sie beeindruckt hat. Wer waren diese Reiter? Was wollten sie tatsächlich von Ihnen? Warum wollen Sie mich jetzt nicht mehr kennen?«

Das Mädchen machte unnötige Handgriffe. Dabei hätte sie beinahe ein Glas fallen lassen. Sie stellte es rasch wieder an seinen Platz.

»Ich bitte Sie, gehen Sie, Mr. Ballard.«

»Finden Sie nicht auch, daß Sie mir eine Erklärung schulden?«

»Wollen Sie mich in Schwierigkeiten bringen?«

»Oh, das kaufe ich Ihnen nicht mehr ab«, sagte ich grinsend. »Einmal fiel ich auf Ihr ängstliches Getue herein, aber noch mal schaffen Sie es nicht, mich anzuführen. Welches Spiel spielen Sie, Miß…?«

»Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?«

»Sie kennen den Grund. Sind die Polospieler Mitglieder dieses Clubs? Ich nehme es fast an. Warum wollen Sie sie auf einmal schützen? Sie hatten eine panische Angst vor ihnen… Wie mir scheint, haben Sie diese Angst immer noch. Was für Schwierigkeiten erwarten Sie, wenn ich mich weiter mit Ihnen unterhalte?«

»Bitte, Mr. Ballard«, sagte das Mädchen eindringlich. »Sie müssen jetzt gehen!«

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte ich hart. »Ich bin ein neugieriger Mensch und will wissen, warum Sie mir in Ihrer Komödie die Rolle des Hanswurst zugedacht haben.«

»Das war ich nicht.«

»Mädchen, sehe ich so aus, als hätte ich Tomaten auf den Augen?«

»Hören Sie, ich… ich kann jetzt nicht reden, nicht hier …«

Das akzeptierte ich. »Wann und wo?« fragte ich.

»Heute abend, zwanzig Uhr, in meiner Wohnung.«

»Einverstanden. Wo wohnen Sie?«

»Holborn. Fetter Lane 35.«

»Und Ihr Name ist?«

»Bums. Alexis Bums. Das Mädchen, das Sie heute morgen um Hilfe

bat, war Hanya, meine Zwillingsschwester.«

***

»Ach, so ist das«, sagte ich überrascht.

Alexis Burns zuckte auf einmal zusammen, als hätte sie von einem Unsichtbaren eine Ohrfeige bekommen. Als ich den Kopf drehte, sah ich Murray Adams, McShanes eleganten Sekretär, »Ah, Mr. Ballard«, sagte er und lächelte mich an, als wären wir gute Freunde.

»Noch hier?«

»Wir nehmen noch einen Drink, bevor wir zurückfahren.«

Adams nickte wohlwollend, sah dann das Mädchen hinter dem Tresen an und fragte: »Alles in Ordnung, Alexis?«

»Ja, Mr. Adams«, antwortete sie mit belegter Stimme. Sie mußte Angst vor diesem Mann haben. Wenn sie ihn, den Sekretär, schon fürchtete, mußte sie meiner Ansicht nach noch mehr Angst vor dem Manager dieses Clubs haben. Ich hoffte, daß Mr. Silver herausfand, warum ein Mädchen wie Alexis Burns diese Leute fürchten mußte.

Ich bemerkte, ich müsse mich wieder um meine Freundin kümmern und sagte zu Alexis: »Haben Sie Dank für das Glas Soda. Es hat meinem Magen wirklich gutgetan.«

»Das freut mich, Sir.«

»Haben Sie’s mit dem Magen?« erkundigte sich Murray Adams teilnahmsvoll.

»Hin und wieder«, antwortete ich.

»Ich wußte nicht, daß der Beruf des Privatdetektivs so nervenaufreibend ist.«

Du weißt vieles nicht! dachte ich. Zum Beispiel, was mit dir passiert, wenn ich herausfinde, daß du irgendwelche schmutzigen Geschäfte betreibst.

Ich kehrte zu Vicky Bonney zurück. Sie erzählte mir, daß bereits zwei Herren ihre Bekanntschaft machen wollten. »Es war gar nicht einfach, den Platz für dich freizuhalten.«

»Danke, daß du’s getan hast«, sagte ich und griff nach meinem Glas. »Ich werde mich erkenntlich zeigen.«

»Wann?«

»Vielleicht schon heute nacht«, antwortete ich und zwinkerte vielversprechend.

»Hattest du Erfolg bei dem Mädchen?« wollte meine Freundin wissen.

»Durchschlagenden«, behauptete ich und nahm einen Schluck von meinem Drink. Ich erzählte Vicky, was ich erfahren hatte, und da wir hier im Augenblick nichts mehr tun konnten, beschlossen wir, die Heimfahrt anzutreten.

Im Peugeot sagte ich: »Da läuft irgendeine faule Sache, und Alexis Bums weiß davon, aber sie hat Angst, darüber zu reden.

Wahrscheinlich befürchtet sie, daß es ihr so ergeht wie ihrer Schwester Hanya, wenn sie preisgibt, was sie weiß. Zu Hause, wenn niemand unser Gespräch belauscht, wird sie sagen, was läuft. Ich hoffe, ich kann Hanya dann noch vor dem Schlimmsten bewahren.«

Vicky sah mich an. »Bist du dir der Tatsache bewußt, daß dies dein erster normaler Fall ist?«

»Sieht so aus, als hätte hier die schwarze Macht ausnahmsweise mal nicht die Finger drin. Aber ich werde mich deshalb nicht weniger verbissen dranhängen.«

***

Es war für Mr. Silver nicht schwierig, herauszufinden, wo David McShane wohnte. Der Manager des vornehmen Poloclubs besaß natürlich ein Haus in der vornehmsten Ecke Londons. Der Ex-Dämon ließ sich von einem Taxi dorthin bringen und peilte dann erst mal die Lage.

Auf großen Grundstücken standen hohe, alte Bäume, in deren Schatten prachtvolle Häuser aufragten. Mr. Silver trat an den rechten Torpfeiler der Einfahrt und drückte auf den Knopf, unter dem sich ein Messingplättchen mit McShanes Namen befand.

Niemand nahm Notiz von dem Hünen. Er läutete sicherheitshalber noch einmal. Als ihn dann immer noch niemand fragte, was er wolle, verschaffte er sich selbst Einlaß. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Auch dafür schien man sich in dieser Gegend zu vornehm zu sein.

Der Ex-Dämon knackte das große Torschloß mit seiner Magie, betrat das Grundstück und schloß das Tor wieder. Er näherte sich dem Haus nicht auf dem asphaltierten Weg, sondern nutzte sicherheitshalber Büsche und Bäume zur Deckung.

McShane hatte die Fenster im Erdgeschoß mit schmiedeeisernen Gittern versehen lassen. Offenbar glaubte er nicht so recht an die Ehrlichkeit seiner Mitmenschen.

Mit einer Alarmanlage war das Haus jedoch nicht gesichert, das stellte Mr. Silver fest. Es wäre für den Ex-Dämon eine Kleinigkeit gewesen, sie zu überlisten.

Nachdem er sich Einlaß in des Gebäude verschafft hatte, begann er mit seinem Rundgang. Vom Keller bis zum Dachgeschoß schaute er sich in allen Räumen gewissenhaft um.

David McShane schien der sauberste Mann Londons zu sein. Mr. Silver fand nichts Nachteiliges über ihn heraus. Die Räume waren mit sehr viel Geschmack eingerichtet, die Eleganz der Möbel war niemals übertrieben, nichts wirkte überladen. Vor allem das Wohnzimmer hatte soviel Atmosphäre, daß man sich darin auf Anhieb wohl fühlte.

Im Arbeitszimmer des Managers standen Möbel aus schwerem Palisanderholz; der großformatige Schreibtisch beherrschte den Raum.

Zwischen zwei hohen Fenstern stand ein gewaltiger Tresor. Nachdem sich Mr. Silver den Inhalt der Schreibtischladen angesehen hatte, widmete er sich dem schweren Safe.

Er drehte an den Rädchen der raffinierten Zahlenkombination.

Aus seinen Fingern flossen magische Ströme und nahmen Einfluß auf den Sperrmechanismus. Im Handumdrehen ließ sich die dicke Stahltür aufziehen, und der Ex-Dämon holte heraus, was sich in der stählernen Fundgrube befand.

Überrascht hob der Hüne eine Silberbraue, als er den Aufdruck einer Broschüre las: »Heilige Schrift.«

Auf der zweiten Broschüre stand: »Accons Weissagungen.«

Mr. Silver setzte sich und blätterte in den Schriften, die für David McShane immerhin so wertvoll waren, daß er sie in seinem Tresor aufbewahrte. In den Weissagungen stand, daß es Accons Wille sei, die Menschen mit seiner großen Kraft zu beseelen, und eine merkwürdige Formel sprang Mr. Silver ins Auge: *7x7 + Blut + Glas = Accon* Der Ex-Dämon blätterte die Schriften vor und zurück durch, doch eine Erklärung für diese seltsame Formel fand er nicht. Er beschloß, sich mit Tony Ballard darüber zu unterhalten.

Was er in diesem Safe gefunden hatte, ließ Tonys Erlebnis in einem anderen Licht erscheinen. Drei Männer waren hinter einem Mädchen her gewesen, und es war ihnen höchstwahrscheinlich auch gelungen, sie mitzunehmen, nachdem sie Tony ausgeschaltet hatten.

Männer, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Mitglieder von David McShanes Poloclub waren.

Was Mr. Silver in seinen großen Händen hielt, waren die Schriften einer Sekte, die sich »Accons Söhne« nannte. Wenn McShane die Schriften in seinem Tresor aufbewahrte, mußte er zwangsläufig einer von »Accons Söhnen« sein.

Der Ex-Dämon ging von der Überlegung aus, daß auch die drei Polospieler dieser Geheimsekte angehörten. Vielleicht waren sie sogar in McShanes Auftrag hinter dem Mädchen her gewesen.

Sie hatte geschrien, daß die Männer sie umbringen wollten. Sollte sie einem Ritualmord zum Opfer fallen? Diese Befürchtung war nicht so abwegig. Jährlich fallen auf der ganzen Welt viele Menschen irgendwelchen Ritualen zum Opfer. Nicht immer stellen sie sich dafür freiwillig zur Verfügung, wenngleich es auch das gibt.

Der Hüne studierte die Lehren der Sekte und die Regeln, an die sich die Mitglieder halten mußten. Da war von Liebe und Hilfsbereitschaft die Rede, von Freundschaft und Treue… Nur Gutes sollten »Accons Söhne« tun, um ihre Mitmenschen für ihre Idee einzunehmen.

Niemand konnte dagegen etwas einzuwenden haben. Aber wie paßte die Jagd auf ein unglückliches Mädchen in dieses Bild?

Mr. Silver blätterte noch einmal zur Formel zurück. Was ihn daran

störte, war das Wort Blut. Wessen Blut war damit gemeint? Bei Satansmessen und Voodoozeremonien werden Schafe, Ziegen und Hühner geschlachtet, weil es ohne Blut nicht geht. Wessen Blut sollten die Mitglieder der Accon-Sekte vergießen?

Accons Wille war es, die Menschen mit seiner großen Kraft zu beseelen, und die Schriften verkündeten, daß er die Wünsche seiner Söhne erfüllen würde, auf daß sie ihm so nahe sein würden wie noch nie zuvor ein Mensch.

War es nun ein Fluch oder ein Segen, Accon nahe zu sein? Angeblich war er in der Lage, das Wesen seiner Söhne zu verändern, zu erweitern, und irgendwo stand: »Er wird kommen, wenn die Formel erfüllt ist.«

Mr. Silver hob den Kopf und schaute nachdenklich in die Ferne. Es hatte anfangs danach ausgesehen, daß Tony in einen ganz gewöhnlichen Fall ohne mysteriösen, übernatürlichen Background geraten war, doch nun sah der Ex-Dämon die Ereignisse in einem anderen Licht.

Irgend etwas schien da im Hintergrund abzulaufen.

Der Vordergrund war dieses Mädchen, dem Tony Ballard nicht helfen konnte. Aber was verbarg sich hinter diesem Ereignis? Mr. Silver hätte viel darum gegeben, David McShane all die Fragen, die ihn beschäftigten, stellen zu können, doch der Manager des Poloclubs glänzte durch Abwesenheit.

Manchmal standen in den Schriften nur Schlagworte wie: GELD – GOLD – PRUNK – REICHTUM – GEBET – TEMPEL. Der Verfasser ging nicht näher darauf ein, aber diese Begriffe schienen eine Basis zu sein, auf der die Sektenmitglieder Accon begegnen konnten.

Mr. Silver konnte nirgendwo eine Zahl finden, die ihm verriet, aus wieviel Mitgliedern die Sekte bestand. Waren »Accons Söhne« daran interessiert, ihren Glauben über den ganzen Erdball zu verbreiten? Oder genügte es ihnen, sich als kleinen Kreis von Auserwählten zu betrachten?

Mr. Silver legte die »Heilige Schrift« und »Accons Weissagungen«

beiseite und sah sich an, was er sonst noch aus dem Safe geholt hatte. Er entfaltete Baupläne.

»Accons Söhne« wollten dem, den sie anbeteten und dem sie ergeben waren, einen Tempel bauen. Vielleicht hatten sie ihn auch schon gebaut. Mr. Silver sah maßstabgetreue Skizzen und das Aquarell eines Malers, der das Innere des Tempels so zu Papier gebracht hatte, wie er vermutlich nach der Fertigstellung aussehen würde.

Oder hatte der Künstler gemalt, was er gesehen hatte?

Der Betrachter blickte in einen großen Raum mit weißen Marmorwänden. Es gab Gebetsbänke wie in einer Kirche, und auch ein glatter, nüchterner Altar war auf dem Bild zu sehen. Dahinter hing ein

riesiger Gobelin an der Wand. Er zeigte nichts weiter als die obere Hälfte eines großen, rot schimmernden Totenschädels, der auf einer unheimlichen, dräuenden Wolke zu liegen schien. Hinter den runden Augenhöhlen und der länglichen Nasenöffnung wallten dünne Nebel.

Sah so Accon aus?

Die Tempelwände wiesen düstere Nischen auf – sieben an der Zahl – und in sechs davon standen gläserne Mädchen auf gläsernen Sockeln.

Mr. Silver überlegte sich die Formel noch einmal genau: *7x7 + Blut + Glas = Accon* Und er erinnerte sich des Satzes, der lautete: »Er wird kommen, wenn die Formel erfüllt ist.«

In der Formel kam das Wort Glas vor, und das Aquarell zeigte gläserne Mädchen. Es gab sieben Nischen und sieben Sockel, aber nur sechs Mädchen. Machten die Sektenmitglieder heute morgen Jagd auf Mädchen Nummer sieben? Aber sie war aus Fleisch und Blut gewesen, nicht aus Glas.

Sie hatte Tony Ballard zugerufen, man wolle sie umbringen. Die Formel beinhaltete auch das Wort Blut!

Waren »Accons Söhne« nur nach außen hin harmlos und friedfertig?

Mr. Silver raffte alles, was er aus dem Safe geholt hatte, zusammen. Er schloß den Tresor, ohne die Pläne, die Schriften und das Aquarell zurückzulegen. In großer Eile verließ er das Haus. Was er mitnahm, verbarg er unter seinem Jackett.

In einem Großkaufhaus warf er Geld in den Münzkopierer und fotokopierte zunächst einmal jede Seite der »Heiligen Schrift«. Dann kamen »Accons Weissagungen« dran, und schließlich fertigte er auch Kopien von den Bauplänen und vom Aquarell an.

Eine Dreiviertelstunde später betrat der Ex-Dämon wieder David McShanes Haus. Der Manager des Poloclubs War noch immer nicht zurückgekehrt. Mr. Silver legte alles wieder so an seinen Platz, wie er es vorgefunden hatte. David McShane sollte keinen Verdacht schöpfen.

Der Hüne stellte sogar die Zahlenrädchen wieder in die alte Position. Mit einem aufmerksamen Rundblick vergewisserte er sich, daß dem Manager des Poloclubs nichts verriet, daß während seiner Abwesenheit jemand hier gewesen war.

Zufrieden nickend schloß der Ex-Dämon die Tür des Arbeitszimmers und begab sich zur Haustür. Als er sie öffnete, vernahm er das Kläffen von Hunden. Er zuckte zurück.

Durch einen schmalen Spalt beobachtete er einen großen, kräftigen Mann, der einen Revolver in seiner Gürtelholster trug, und an verchromten Ketten zerrten zwei Tigerdoggen. Prachtexemplare. Der Schrecken für jeden Einbrecher.

***

Und das war Mr. Silver genau genommen – ein Einbrecher!

Schließlich hatte er sich unerlaubt Eintritt in David McShanes Haus verschafft. Der einzige Unterschied zwischen ihm und einem gewöhnlichen Einbrecher war nur der, daß er nichts mitgehen ließ. Er war an McShanes Wertsachen nicht interessiert, aber wie sollte er das dem Mann mit den scharfen Hunden klarmachen?

Der Kerl würde zur Waffe greifen und die Hunde auf ihn hetzen.

Er würde Alarm schlagen, und vielleicht bequemte sich dann einer der Nachbarn, die Polizei zu verständigen…

Mr. Silver überlegte in fieberhafter Eile, wie er diese Kettenreaktion unterbinden konnte. Offenbar ließ David McShane sein Haus von einer privaten Wachgesellschaft schützen. Aber wieso achtete man nicht rund um die Uhr auf seinen Besitz? Hatte es im System eine Panne gegeben? Hätte dieser Mann dort draußen seinen Dienst schon früher antreten sollen?

Wie auch immer, jetzt war er da, und Mr. Silver hatte mit ihm zu rechnen. Der Ex-Dämon nahm an, daß der Mann nicht nur draußen seinen Rundgang machen, sondern auch hier drinnen nach dem Rechten sehen würde. So lange wollte der Hüne nicht warten. Erzog es vor, sich rechtzeitig und ohne großes Aufsehen aus dem Staub zu machen.

Rasch schloß er die Haustür. Es gab eine Tür, die von der Küche direkt ins Freie führte. Zu dieser eilte der Ex-Dämon. Die Hunde kläfften neben dem Haus. Mr. Silver rechnete sich gute Chancen aus, die Buschgruppe zu erreichen, die er ins Auge gefaßt hatte, bevor der Mann mit seinen Hunden um das Gebäude herumkam.

Er startete, rannte über den teppichweichen Rasen und hörte, wie die Tigerdoggen plötzlich heftig anschlugen. Das taten sie mit Sicherheit seinetwegen!

Mist!

Der Ex-Dämon forcierte sein Tempo, und dann passierte genau das, was ihm am allerwenigsten in den Kram paßte:

»Halt!« schrie der Mann. »Bleiben Sie stehen!«

Natürlich machte ihm Mr. Silver nicht diese Freude. Er rannte nur noch schneller, was den Wächter veranlaßte, die Waffe zu ziehen und die Hunde, die sich wie toll gebärdeten, loszulassen.

Die auf den Mann dressierten Tigerdoggen schossen los, als hätten sie seit Tagen nichts zu fressen bekommen. Der Wächter gab einen Warnschuß in die Luft ab und schrie wieder: »Bleiben Sie stehen!«

Als das nichts nützte, gab er den ersten gezielten Schuß ab. Die Kugel strich einen halben Meter neben Mr. Silvers Kopf vorbei.

Wenn seine Hunde so bissen, wie er schoß, brauchten echte Einbrecher keine Angst zu haben.

Mr. Silver wuchtete sich in die Fliederbuschwand, kämpfte sich durch Blätter und Zweige und hastete gleich darauf durch einen

kleinen Birkenhain. Die Mauer, die das Grundstück an dieser Seite einfriedete, war nur noch fünfzehn Meter entfernt. Aber die Tigerdoggen lagen keine fünfzehn Meter mehr hinter dem Ex-Dämon.

Man konnte sich leicht ausrechnen, wie lange es noch dauerte, bis die knurrenden Tiere den Hünen eingeholt hatten. Als die erste Dogge heran war, spannte sie die harten Muskeln und schnellte sich mit gefletschten Zähnen ab. Die zweite Tigerdogge folgte ihrem Beispiel.

***

»Ich bin gespannt, was Mr. Silver in Erfahrung bringt«, sagte Vicky Bonney, als wir unsere Wohnung betraten.

»Wenn David McShane Dreck am Stecken hat, kann er es vor unserem Freund nicht verheimlichen«, gab ich zurück.

Das Telefon läutete, und da meine Freundin näher beim Apparat stand, nahm sie den Anruf entgegen. Er war auch für sie. Am anderen Ende der Leitung befand sich ihr Verleger, wie ich mitbekam. Er wollte wissen, wie weit Vicky schon mit der Autorkorrektur wäre.

Ich grinste, als ich sah, wie sich meine Freundin wand. Sie versuchte, sich in Ausflüchte zu retten und beteuerte, daß sie nicht gewußt hätte, wie dringend die Fahnen in die Druckerei mußten.

Das glaubte ich ihr sogar, denn Vicky ist ein äußerst zuverlässiges Mädchen. Sie hätte mich nicht nach Hempstead begleitet, wenn man ihr gesagt hätte, daß es mit den Korrekturen eilte.

Vicky versprach, sich gleich über die Fahnen herzumachen. »Sie gehen noch heute per Eilboten an Sie ab, okay?… Natürlich, das verstehe ich … Ich habe mich zu entschuldigen … Es wird nicht wieder vorkommen … Wünsche ich Ihnen auch.«

Als Vicky den Hörer in die Gabel legte, machte sie »Puh!«

»War er ungehalten?« fragte ich.

»Nein. Du weißt doch, wie gut ich mit ihm auskomme. Es wäre mit den Abzügen auch nicht so brandeilig, wenn nicht ein Druckerstreik in der Luft hängen würde. Aus diesem Grund müssen viele Termine vorverlegt werden, und das hat man mir zu sagen vergessen.«

»Dann spuck dir mal kräftig in die Hände und geh an die Arbeit«, sagte ich grinsend.

»Krieg' ich zum Abschied noch einen Kuß?«

»Reicht die Zeit denn noch dafür?«

»Soviel Zeit ist immer«, sagte Vicky Bonney, und dann legten sich ihre weichen, warmen Lippen auf meinen Mund. Ich genoß diesen Augenblick.

Kurz darauf war ich allein. Es wäre mir recht gewesen, wenn sich Mr. Silver gemeldet hätte, doch diese Freude machte er mir nicht.

Ich verließ mein Haus und läutete nebenan.

Oda, die weiße Hexe, öffnete. Sie war ein sehr hübsches, sehr

trauriges Mädchen. Der Grund für ihre Traurigkeit lag im Schlafzimmer des Obergeschosses: Lance Selby.

Das rothaarige Mädchen ließ mich ein. »Ich dachte, ich sollte mal wieder nach dir sehen«, sagte ich. »Du mußt dich nicht so rar machen. Komm öfter mal rüber zu uns. Es tut gut, sich hin und wieder bei Freunden auszusprechen.«

Wir begaben uns in den Living-room. Oda sah nicht gut aus. Sie hatte weiß Gott schon glücklichere Tage erlebt. Ich erinnerte mich noch gut daran, wie sie zu uns gestoßen war. Sie hatte Mago, den Jäger der abtrünnigen Hexen, auf den Fersen gehabt, und natürlich waren auch seine Schergen hinter ihr her gewesen, doch es war uns gelungen, sie zu retten und sie verliebte sich in unseren Freund und Nachbarn Lance Selby.

Unzertrennlich waren sie seither, aber Lance wußte nicht mehr, daß er Oda an seiner Seite hatte. Er sah die Tränen nicht, die sie an seinem Bett vergoß, wenn sie ihn so still daliegen sah, als wäre er tot.

Aber das war er nicht. Etwas Schlimmeres ging mit ihm vor. Er verwelkte wie eine Pflanze, die man nicht gießt. Er alterte schneller, trocknete ein, sah aus wie sein eigener Großvater, und das war kein scherzhafter Vergleich.

Ich brauchte nur Lances Namen zu erwähnen, und schon füllten sich Odas Augen mit Tränen. »Wenn ich ihm nur helfen könnte«, sagte sie klagend. Wie oft hätte sie das schon gesagt.

Es war nicht möglich.

Lance Selby hatte Professor Kulis synthetisches Blut in seinen Adern, und wir wußten nicht, wie wir das rückgängig machen konnten. Aus diesem Grund hatte Roxane unseren Freund in einen magischen Tiefschlaf versetzt, aus dem nur sie ihn wiedererwecken konnte.

Wir dachten, jetzt hätten wir Zeit zum Überlegen, aber das war ein Irrtum, denn Mortimer Kulis künstliches Blut hatte Nebenwirkungen. Es ließ Lance Selby rapid altern. Wir nahmen an, daß das durch den Ruhezustand gefördert wurde. Es wäre wichtig gewesen, Lance – wenigstens für einige Zeit – aufzuwecken, doch die einzige, die das tun konnte, war unauffindbar.

Es war ein Teufelskreis, in dem sich der arme Lance Selby befand.

Da er schlief, litt er nicht darunter. Die Leidtragende war Oda.

Wir tranken zusammen Kaffee. Ich blieb eine Stunde bei der weißen Hexe. Bevor ich ging, warf ich noch einen Blick auf Lance, und es krampfte mir das Herz zusammen. Wie aufgebahrt lag der Parapsychologe, der in so vielen gefährlichen Kämpfen an meiner Seite gestanden hatte, im Bett.

Ich sprach an der Haustür noch einmal die Einladung aus, Oda möge zu uns herüberkommen, wenn sie die Einsamkeit nicht ertrug.

Sie nickte, und ich kehrte nach Hause zurück.

Und da überkam es mich ganz plötzlich.

Mir war, als würde mich ein Blitz aus heiterem Himmel treffen.

Ich stöhnte auf und sank gegen die Tür, während durch meinen Kopf ein kurzer, heftiger Schmerz zuckte. Es war gleich wieder vorbei. Nur die roten Flocken vor meinen Augen blieben noch eine Weile.

Da war es wieder, dieses… ich weiß nicht, was es war.

Es passierte immer so überfallartig, war aber nicht immer mit so einem Schmerz verbunden. Ich hatte das Gefühl, mit mir würde eine geheimnisvolle Veränderung vorgehen. Sogar Vicky Bonney, das Mädchen, das ich mehr als mein Leben liebte, kam mir manchmal fremd vor. So fremd wie meine Freunde und mein Haus. Ab und zu war mir, als gehörte ich nicht hierher, und ich stellte mir dann immer wieder dieselbe bange Frage: Was ist los mit mir?

Als es vorbei war, schloß ich die Tür auf und ging hinein. Weiß der Teufel, wieso ich mir einbildete, meine Heimat wäre nicht diese Welt.

Das ist doch verrückt! dachte ich wütend. Bin ich verrückt? fragte ich mich unsicher.

Nein, das konnte nicht sein. Das wäre meinen Freunden aufgefallen. Ich ging ins Wohnzimmer und ließ mich in einen Sessel fallen, und es wäre geprotzt gewesen, wenn ich behauptet hätte, daß es mir gutging.

***

Natürlich brauchte Mr. Silver keine Angst vor den Hunden zu haben. Er hätte sie jederzeit töten können, doch das wollte er nicht, denn die Tiere taten nur ihre Pflicht.

Als sich die Tigerdoggen abstießen, schützte sich der Ex-Dämon mit einer magischen Silberstarre. Gestreckt flogen die kräftigen Hundekörper durch die Luft. Knurrend rissen sie die Schnauzen auf. Was vor wenigen Augenblick noch Fleisch gewesen war, wurde jetzt zu purem Silber.

Die Hunde prallten gegen den Körper des Hünen, und ihre Reißzähne schrammten über Metall. Ein Geräusch entstand, das einem Menschen durch Mark und Bein gegangen wäre.

Dann landeten die Tigerdoggen auf dem Boden. Einer der Hunde spürte die übernatürlichen Kräfte des Ex-Dämons und nahm winselnd und kläffend mit eingezogenem Schwanz Reißaus, doch das andere Tier schnellte sofort wieder hoch und schnappte nach Mr. Silvers Kehle.

Der Hüne fing den Hund mit seinen Silberhänden ab, krallte die harten Finger in das Fell und würgte ihn. Die Tigerdogge warf sich hin und her, bäumte sich auf und versuchte freizukommen, doch Mr. Silver ließ den Hund erst los, nachdem er erschlafft war. In wenigen Minuten würde das Tier wieder auf die Beine kommen. Bis dahin aber brauchte Mr. Silver nicht zu befürchten, daß ihn der Hund verfolgte.

Er lief weiter, erreichte die Mauer und sprang an ihr hoch. Der Wächter, der nicht verstehen konnte, daß einer der beiden Hunde gekniffen hatte, tauchte neben den Fliederbüschen auf.

Als er den reglosen Hund auf dem Boden liegen sah, packte ihn die kalte Wut. Mr. Silver schwang sich über die Mauer, und der Mann verschoß sämtliche Patronen. Einige Kugeln hieben in die Mauer, bohrten Löcher in den Kratzputz. Der Rest ging über die Mauerkrone. Getroffen wurde Mr. Silver von keinem einzigen Projektil.

Wenn der Wächter den Ex-Dämon erwischt hätte, hätte er höchstwahrscheinlich an seinem Verstand gezweifelt. Auch Kugeln konnten dem Hünen nichts anhaben. Mr. Silver war schließlich kein Mensch.

***

Sie saßen in einem kleinen Pub und tranken Ginger Ale. »Mir steckt der Schreck immer noch ziemlich tief in den Knochen«, gestand Ken Elliott. »Du hattest großes Glück. Accon hält seine Hand schützend über dich. Eigentlich wärst du an meiner Stelle dran gewesen. Der Werwolf hätte dich niedergeschlagen.«

Ian Warner nickte ernst. »Ich bin Accon sehr dankbar, daß er mich davor bewahrte. Aber es tut mir natürlich leid, dich gebeten zu haben, mich zu vertreten.«

»Hör mal, du konntest doch nicht ahnen, was geschieht. Vergiß es, Ian. Wenn ich Glück habe, werde ich bald dein Bruder sein, dann hält Accon seine schützende Hand auch über mich.« Ken Elliott nahm einen Schluck, ließ die Flüssigkeit in seiner trockenen Mundhöhle kreisen und schluckte sie. Kopfschüttelnd meinte er: »Werwölfe in London! Und das am hellichten Tag! Ich dachte, das wären Geschöpfe der Finsternis. Vollmond… ein einsamer, ruheloser Mensch … plötzlich packt es ihn … das Grauen bricht aus ihm hervor, und er wird zur reißenden Bestie. So sieht man es zumindest immer im Kino.«

»Accon kennt die Geheimnisse des Bösen«, sagte Ian Warner.

»Kennst du sie auch?« fragte Ken Elliott.

»Ich werde sie kennen, wenn ich eins geworden bin mit Accon.«

»Vielleicht erfahre ich sie eines Tages auch«, sagte Elliott verträumt.

»Deine Chancen stehen nicht schlecht«, sagte Warner.

Elliott richtete sich mit einem jähen Ruck auf. »Tatsächlich? Wie meinst du das, Ian?«

»Ich habe mit dem Stellvertreter gesprochen«, sagte Warner. Ein Mädchen im ledernen Minirock ging an ihrem Tisch vorbei. Sie warf Warner einen interessierten Blick zu, doch er wandte sich ab.

Elliotts Augen leuchteten wie Glühbirnen. »Du… du hast wirklich mit dem Stellvertreter gesprochen? Wann denn?«

»Ich habe ihn angerufen.«

»Und?« fragte Ken Elliott so nervös, daß er sein Ginger Ale beinahe verschüttet hätte. »Was hat er gesagt? Nun komm schon, Ian, erzähl's mir! Spann mich nicht so lange auf die Folter.«

»Er will dich sehen«, sagte Ian Warner leise. »Mann!« rief Elliott begeistert aus. »Mann, das ist ja großartig. Phänomenal ist das! O Ian, ich bin dir ja so dankbar. Ich würde dir am liebsten um den Hals fallen. *Bruder!*«

Warner hob abwehrend die Hände. »Noch ist es nicht soweit. Der Stellvertreter möchte dich lediglich sehen, das bedeutet noch nicht, daß du Accons Sohn wirst. Er wird mit dir reden und sich ein Bild von dir machen.«

»Hast du ihm nicht von mir erzählt? Du kennst mich immerhin schon ein Jahr lang. Wir sind fast täglich zusammen.«

»Natürlich vertraut mir der Stellvertreter. Wir wissen, daß wir uns alle bedingungsloses Vertrauen entgegenbringen können. Dennoch behält es sich der Stellvertreter vor, sich seine eigene Meinung über einen Neuen zu bilden.«

Elliott kämmte sich das rote Haar mit den Fingern. »Was muß ich sagen, Ian? Gib mir einen Tip.«

»Das ist nicht nötig, denn der Stellvertreter ist nur an der Wahrheit interessiert. Wenn du nicht aufrichtig zu ihm bist, wird er es merken.«

»Selbstverständlich werde ich aufrichtig sein«, beeilte sich Ken Elliott zu sagen. »Wie soll ich mich verhalten, wenn ich ihm gegenübertrete? Soll ich still sein und nur sprechen, wenn ich gefragt werde? Ich möchte nichts falsch machen, Ian, verstehst du das? Es liegt mir ungemein viel daran, Mitglied eurer Sekte zu werden.«

»Benimm dich ganz natürlich, damit beeindruckst du den Stellvertreter am meisten.«

»Wie soll ich ihn ansprechen? Wie ist sein Name?«

»Sag Stellvertreter zu ihm, das genügt. Seinen Namen erfährst du erst, wenn du zu uns gehörst.«

»Ist mir recht. Mir ist alles recht, Ian. Wann soll ich den Stellvertreter aufsuchen? Heute noch? Oder… erst morgen?«

»Noch heute. Ich werde dich zu ihm bringen.«

»Du bist ein wahrer Freund, Ian. Wahrhaftig, das bist du.« Ken Elliott badete im Glück. Er ertrank beinahe darin.

***

Was Mr. Silver von seinem Besuch bei David McShane mit nach Hause brachte, war für mich sehr interessant. Der Mann war ein Sektierer. Da er Baupläne in seinem Tresor aufbewahrte, die für die Errichtung eines inzwischen vielleicht schon fertiggestellten Tempels gezeichnet worden waren, lag für mich die Annahme nahe, daß McShane sogar der Sektenführer war.

Gewiß entsprach das seinem Naturell. Er war auch Manager dieses Poloclubs.

An und für sich habe ich nichts gegen Sekten. Jeder soll auf seine Weise glücklich werden. Wenn jemand denkt, er könne seine Erfüllung nur als Mitglied einer Sekte finden – okay.

Die Regeln, nach denen »Accons Söhne« leben sollten, hörten sich gut an. Niemand konnte dagegen etwas einzuwenden haben. Wen störten schon sanftmütige, friedfertige, hilfsbereite Menschen?

Ich hätte mich keine Minute länger mit »Accons Söhnen« beschäftigt, wenn es heute morgen nicht zu diesem unschönen Zwischenfall gekommen wäre, dem ich einen Brummschädel verdankte, und dem Hanya Bums zum Opfer fiel.

Diese drei Polospieler hatten das Mädchen irgendwohin verschleppt, und wenn ich es mir recht überlegte, konnte ich mir durchaus vorstellen, daß sich Hanya Bums jetzt in diesem Marmortempel befand.

Ich sah mir das Aquarell genauer an. Im Hintergrund lag etwas Dunkles auf dem Boden. Graubraun. Ich wollte es mit der Lupe näher in Augenschein nehmen, aber da läutete das Telefon.

»Hallo, Tony«, sagte Tucker Peckinpah, der reiche Industrielle, mein Wegbereiter in vielen Fällen. Seine Beziehungen waren sagenhaft und umspannten den gesamten Erdball.

»Hallo, Partner«, sagte ich.

»Haben Sie Ihr Fernsehgerät eingeschaltet?«

»Nein. Läuft eine Peep Show?«

Peckinpah lachte. »Noch nicht, aber das kommt noch auf uns zu. Stellen Sie den Flimmerkasten mal an. Ich möchte, daß Sie sich ansehen, was die senden, und sagen Sie mir anschließend, was Sie davon halten.« Er nannte den Kanal, den ich wählen sollte.

»Okay«, sagte ich. »Ich rufe Sie nach der Sendung zurück.«

»Bin sehr gespannt, was Sie dazu sagen.«

Ich legte auf und begab mich zum Fernsehapparat. Als ich auf den Knopf drückte, sagte Mr. Silver: »Um diese Zeit guckst du schon in die Röhre? Was ist denn das für eine Arbeitsmoral?«

»Das gehört mit zur Arbeit«, sagte ich und setzte mich auf die Lehne eines Sessels. »Tucker Peckinpah will meine Meinung zu der laufenden Sendung hören.«

Der Ex-Dämon grinste. »Seit wann hast du denn eine eigene Meinung?« fragte er stichelnd, doch ich ging nicht darauf ein, denn auf dem Bildschirm erschien soeben ein Monster. Ein Werwolf!

***

Jim Agostini hetzte durch den Wald. Er war bewaffnet. Ein großkalibriger Revolver steckte in seiner Gürtelholster, in den Händen

hielt er ein Schnellfeuergewehr.

Dennoch befand er sich auf der Flucht. Schweiß bedeckte sein gerötetes Gesicht. Er stampfte keuchend über den weichen Waldboden. Immer wieder stachen Sonnenstrahlen wie lange Lichtlanzen durch das Blattwerk und ließen den Schweiß auf Agostinis Gesicht hell glänzen.

Er wußte, daß er um sein Leben lief. Seinen Kollegen hatten sie umgebracht, und nun waren sie hinter ihm her. Er hörte sie durch das Unterholz brechen. Schnell waren sie, schneller als er, denn ihn behinderte das Gewehr. Wenn er es weggeworfen hätte, hätte er sein Tempo forcieren können, aber er sah es als glatten Wahnsinn an, sich für einen geringen Vorsprung von der Waffe zu trennen, die ihm das Leben retten konnte.

Jim Agostini streckte das Gewehr mit beiden Händen vor und durchstieß damit dürres Astwerk. Geknickte Zweige kratzten über seine Uniform. Ein zurückschnellender Zweig schlug ihm die Schirmmütze vom Kopf. Er blieb nicht stehen, um sie aufzuheben.

Wenn er Pech hatte, verlor er nicht nur die Mütze, sondern auch das Leben – wie Frank Jennings, sein Kollege.

Ahnungslos und unvorsichtig – ja, leider auch unvorsichtig – hatten sie in ihrem Geldtransporter, einem Panzerwagen, gesessen. Seit sechs Jahren waren sie ein Gespann. Seit sechs Jahren fuhren sie diese Route von Brighton nach London, und noch nie hatte es auch nur den geringsten Zwischenfall gegeben.

Das schläfert die Aufmerksamkeit ein. Alles erstarrt in langweiliger Routine, deshalb unterhielten sich Agostini und Jennings auf diesen Fahrten immer über private Dinge.

Da sie sehr viele gemeinsame Interessen hatten, kam niemals Langeweile auf. Sie waren ein Team, wie es kein zweites in der Gesellschaft gab, für die sie arbeiteten. Dieser Ansicht waren jedenfalls Agostini und Jennings.

Sie dachten nicht im Traum daran, daß sie jemals überfallen werden konnten. Wer sollte schon so verrückt sein, sich an ihnen und ihrem Panzerwagen die Zähne auszubeißen? Es gab leichtere und ungefährlichere Möglichkeiten, an Geld zu kommen.

Und doch war es heute passiert, Da lag eine Gestalt auf der Straße.

Frank Jennings hielt an, und dann begingen sie den Fehler, gemeinsam auszusteigen, obwohl es die Vorschriften verlangten, daß immer einer im Wagen bleiben mußte.

Zu sorglos waren sie gewesen. Verständlich nach sechs ereignislosen Jahren. Doch ihre Sorglosigkeit rächte sich postwendend, denn auf einmal wurde die Gestalt, die wie tot auf der Straße lag, verdammt lebendig.

Sie sprang auf und entpuppte sich als Ungeheuer. Agostini und

Jennings waren derart geschockt, daß sie ihre Waffen einzusetzen vergaßen, als das Monster sie angriff. Und dann tauchten plötzlich noch mehr von diesen grauenerregenden Gestalten auf.

Es ging alles so schnell, daß es Jim Agostini selbst jetzt immer noch nicht begreifen konnte. Er glaubte, in einen entsetzlichen Alptraum geraten zu sein. Wann würde er daraus erwachen?

Als er sah, wie Werwolfkrallen die Kehle seines Freundes und Kollegen aufrissen, drehte er durch. In panischem Schrecken ergriff er die Flucht, doch die Ungeheuer waren nicht gewillt, ihn entkommen zu lassen.

Zwei von ihnen verfolgten ihn, und wenn er genau hinhörte, konnte er unschwer feststellen, daß sie schon sehr nahe waren. Gern wäre er stehengeblieben, doch die Furcht trieb ihn unaufhörlich weiter.

Er hatte nicht die Kraft, sich umzudrehen und auf die beiden gottverfluchten Monster zu schießen.

Immer wieder sah er vor seinem geistigen Auge Frank Jennings zusammensacken, sah das dunkelrote Blut an der Kehle seines Freundes.

Mit langen Sätzen sprang er über knorrige Wurzelarme, die aus dem Boden ragten. Er mußte höllisch aufpassen, denn wenn er stürzte, war sein geringer Vorsprung zum Teufel.

Büsche. Er warf sich hinein, sah nicht, daß es dahinter bergab ging.

Jetzt stürzte er, und sein Herz krampfte sich zusammen. Seine Finger umklammerten hart das Schnellfeuergewehr, das er nicht verlieren wollte.

In schrägem Winkel fiel er auf welkes Laub vom vergangenen Herbst, und dann rollte er wie eine Walze, immer schneller werdend, den Hang hinunter. Der Wald wurde für ihn zu einem grünen Kreisel.

Plötzlich endete der Sturz, und nasse Kälte biß sich durch seine Kleider. Jim Agostini stellte fest, daß er in einem Bach gelandet war, und daß der Sturz seinen Vorsprung vergrößert hatte.

Sein Herz trommelte wild. Er sah einen großen Stein, drei Meter entfernt. Dahinter verbarg er sich und schaute gespannt nach oben.

Ein Wolf erschien, zog sich aber gleich wieder zurück.

Agostini legte das Schnellfeuergewehr an. Er zielte auf die Büsche.

Sollte sich das Monster noch einmal zeigen, würde er abdrücken.

Mit vibrierenden Nerven wartete er. Die Kälte fraß sich bis zu seinem Knochenmark durch. Er klapperte mit den Zähnen. Klatschnaß klebte die Uniform an ihm.

Wassertropfen rannen ihm über das Gesicht. Er wischte sie fort und hörte das Schleifen von Schritten. Sekunden später sah er das Ungeheuer wieder.

Obwohl er viel zu aufgeregt war, um mit einem präzisen Schuß rechnen zu können, tat er, was er sich vorgenommen hatte. Er

krümmte den Finger am Abzug, die Waffe hämmerte, und der Werwolf warf getroffen die Arme hoch. Als Jim Agostini ihn stürzen sah, hätte er beinahe einen Jubelschrei ausgestoßen.

»Das war für Frank Jennings!« quetschte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

Die Bestie kugelte den Hang herunter und fiel ebenso ins Wasser wie Jim Agostini. Eine Fontäne spritzte hoch und klatschte auf das gegenüberliegende Ufer. Agostini richtete sich vorsichtig auf.

Er schaute sich um. Von dem anderen Monster war nichts zu sehen. Agostini merkte, wie seine Angst langsam abebbte. Er hatte gesehen, wie leicht es war, den Verfolger zu erledigen. Wenn sich das zweite Biest zeigte, würde er sofort wieder von der Waffe Gebrauch machen.

Er hörte den angeschossenen Wolf stöhnen. Sein Gesicht verzerrte sich. »So, Freundchen!« knurrte Jim Agostini. »Und nun will ich sehen, wie du wirklich aussiehst!«

Er näherte sich dem Monster mit schußbereiter Waffe. Der Werwolf wälzte sich umständlich aus dem Wasser und blieb am Ufer keuchend auf dem Rücken liegen. Jim Agostini erreichte ihn.

Die bernsteinfarbenen Augen des Tiers starrten ihn durchdringend an, doch er ließ sich nicht beeindrucken.

»Ich gebe zu, mit diesen Masken jagt ihr einem einen ganz schö- nen Schreck ein«, sagte er. »Aber jetzt zieht die Horrorshow bei mir nicht mehr!«

Er beugte sich über den Verletzten und griff nach der grauenerregenden Monsterfratze. Er war mächtig gespannt, welcher Kerl gleich zum Vorschein kommen würde.

Als seine Finger das Wolfsfell berührten, vernahm er knapp hinter sich ein aggressives Knurren. Blitzschnell drehte er sich um, während ihm das Blut in den Adern gerann. Das Schnellfeuergewehr schwang mit, doch Agostini war trotz allem um einen Sekundenbruchteil zu langsam.

Er drehte sich direkt in einen fürchterlichen Prankenhieb, spürte die Krallen wie Stahlnägel eindringen, drückte zwar noch ab, doch die Kugeln, die das Gewehr ratternd ausspie, verfehlten das Scheusal.

Ein zweiter, ebenso grausamer Hieb, raubte Jim Agostini nicht nur die Besinnung, sondern einen Atemzug später auch das Leben…

***

Oft schon hatte ich mit Werwölfen zu tun gehabt. Ich wußte um die Gefährlichkeit dieser mordlüsternen Biester, deshalb stand ich augenblicklich wie unter Strom, als ich die Monsterfratze auf dem Bildschirm erblickte.

»Was soll das denn?« fragte Mr. Silver überrascht. »Empfiehlt uns Tucker Peckinpah einen Horrorfilm? Mir reicht die Realität. Ich bin

nicht auch noch auf erfundene Geschichten scharf.«

»Würdest du bitte mal die Luft anhalten?« sagte ich. »Ich verstehe nicht, was der Sprecher sagt.«

Die Monsterfratze auf der Mattscheibe war eine Zeichnung, und der Sprecher erläuterte, daß so die vier Gangster ausgesehen hätten, die heute innerhalb kurzer Zeit zweimal zuschlugen.

Wir erfuhren von dem kaltblütigen Überfall auf Justin Carpenters Juwelierladen, den die Werwölfe völlig ausgeplündert hatten. Das Bild eines gutaussehenden Mannes erschien. Mir kam das Gesicht bekannt vor, und ich wäre auch ohne das eingeblendete Insert draufgekommen, daß es sich um Jeff Marshall, den Chef von Marshall Electronics, handelte.

Der Nachrichtensprecher berichtete, daß Marshall bei dem Überfall grausam ermordet wurde, als er versuchte, die Verbrecher zu stoppen. Es folgten Fotos vom Tatort. Ein Filmbericht wurde eingeblendet.

Das Fotomodell Stella Bru sprach mit dem Reporter der Fernsehanstalt. Sie sagte, Jeff Marshall wäre mit ihr zu Mr. Carpenter gegangen, um ihr etwas zu schenken. Immer wieder unterbrach sie sich und weinte.

»Es… es war so grauenvoll …«, stammelte sie. »Ich werde dieses Erlebnis nie vergessen …«

Sie wandte sich von der Kamera ab. Irgend jemand nahm sich ihrer an. Ich konnte nur die Hände des Betreffenden sehen. Man holte Justin Carpenter vor die Linse. Er wirkte gefaßt, aber seine Stimme bebte merklich, als er den Überfall aus seiner Sicht schilderte.

Danach erschien der Nachrichtensprecher auf dem Bildschirm und sprach die verbindenden Worte zum zweiten Überfall. »In derselben Stunde stürmten die als Werwölfe verkleideten Gangster eine Bank. Von diesem Überfall können wir Ihnen, meine Damen und Herren, eine Videoaufzeichnung zeigen.«

Es flimmerte kurz, und dann erlebten Mr. Silver und ich die Werwölfe in Aktion. Der Ex-Dämon erhob sich und trat näher an den Fernsehapparat heran, um genauer verfolgen zu können, was passierte.

Es folgten Augenzeugenberichte und Statements der Polizei. Ein Inspektor Robert Wallace gab sich sehr zuversichtlich. Er behauptete, daß diese gewissenlosen Raubmörder sich nicht lange ihrer Freiheit erfreuen könnten, denn die Ermittlungen würden auf Hochtouren laufen, und es wären bei ihm schon einige äußerst interessante Hinweise eingelangt.

»Mit anderen Worten«, brummte Mr. Silver, »er tritt auf der Stelle und weiß nicht, wie er sich die Kerle schnappen soll. Aber er zieht sich nicht schlecht aus der Affäre.«

Oda kam herüber. Ich bedeutete ihr, still zu sein und sich zu setzen.

Im Fernsehen wurde das Videoband mit dem Banküberfall wiederholt. Oda verfolgte das Geschehen ebenso aufmerksam wie wir.

Anschließend erschien wieder der Fernsehsprecher und teilte uns mit, an wen sachdienliche Hinweise zu richten wären…

Hinterher ging es mit einer Revolution in Nicaragua weiter. Ich schaltete das Fernsehgerät ab. Eine Weile herrschte Stille im Raum.

Ich fragte die weiße Hexe, ob sie einen Drink haben wolle. Sie sagte ja. Ich drückte ihr ein Glas Cherry in die Hand.

Dann wies ich auf die Mattscheibe und fragte: »Nun, was sagt ihr dazu?«

»Diesen Verbrechern fällt doch immer wieder etwas Neues ein«, bemerkte Mr. Silver.

»Du bist also auch der Ansicht, es müsse sich um Menschen handeln, die sich als Werwölfe maskierten«, sagte ich. »Damit bestätigst du meine Auffassung.«

Ich rief Tucker Peckinpah an und stellte das Gespräch auf Lautsprecher, damit es Oda und Mr. Silver mithören konnten. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Cruv, der Gnom, Peckinpahs Leibwächter.

Als Mr. Silver die Stimme des sympathischen Kleinen hörte, verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, und er raunte mir zu: »Frag ihn, ob er schon ein wenig größer geworden ist.«

»Frag ihn selbst.«

Der Ex-Dämon nahm mir den Hörer aus der Hand. »Hallo, Sitzriese! Was hältst du von einer Kur auf ‘ner Streckbank?«

»Damit ich so lang werde wie du? Nein, danke«, erwiderte der Knirps. »Du bist ja nicht größer als ich – nur länger.«

Bevor sich die beiden weiter neckten, holte ich mir den Hörer wieder und bat den Gnom von der Prä-Welt Coor, mich mit Tucker Peckinpah zu verbinden.

»Nun, Tony, was ist Ihre Meinung?« fragte mich der Industrielle.

»Waren das echte Werwölfe – oder nur, wie allgemein angenommen wird, maskierte Gangster?«

»Es kann sich nur um Verbrecher handeln, Partner«, antwortete ich. »Wie wir alle wissen, sind Werwölfe Geschöpfe der Nacht. Wenn es dunkel wird, kann das Böse aus ihnen hervorbrechen, ganz besonders bei Vollmond, doch sowie sich der nächste Tag ankündigt, werden sie wieder zu Menschen.«

»Werwölfe, die am Tag ihr Unwesen treiben, gibt es Ihrer Ansicht nach also nicht«, sagte der Industrielle.

»Nein.«

»Könnte es nicht irgendeinen Zauber geben, der es diesen Ungeheuern ermöglicht, auch bei Tag zu erscheinen?«

»Ich habe Oda und Mr. Silver bei mir, Partner. Ein solcher Zauber ist

den beiden nicht bekannt.«

»Die Wölfe haben übrigens noch ein drittes Mal zugeschlagen«, eröffnete mir Tucker Peckinpah.

»Tatsächlich? Wo?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.

»Sie überfielen einen Geldtransporter, der sich auf dem Weg von Brighton nach London befand.«

»Tote?«

»Der Panzerwagen war mit zwei Männern besetzt. Beide leben nicht mehr.«

»Woher weiß man dann, auf wessen Konto der Überfall geht?«

wollte ich wissen.

»Das verraten die furchtbaren Verletzungen, die die Leichen aufweisen. Unterm Strich haben die Verbrecher heute eine ziemlich große Summe erbeutet. Man redet von etwa drei Millionen Pfund. Hinzu kommen noch die Juwelen…«

Ich pfiff durch die Zähne. »Da werden einige Leute in der Stadt ganz schön rotieren.«

»Mit Recht«, sagte Tucker Peckinpah. »Reizt es Sie als Privatdetektiv nicht, sich in diese Sache mit hineinzuhängen?«

»Nein, Partner. Ich habe selbst genug zu tun.«

»Das wußte ich nicht. Was läuft denn?«

Ich lieferte ihm einen sehr knappen Bericht und sagte, ich hoffe, ihm bald mehr erzählen zu können, dann legten wir auf. Oda sah Mr. Silver und mich mit ihren großen grünen Augen überrascht an.

Sie wollte eingehender informiert werden, und Mr. Silver legte ihr vor, was er sich in David McShanes Haus »besorgt« hatte.

Das Interesse des rothaarigen Mädchens zeigte mir, daß sie ganz gern mal wieder mitgemischt hätte. Eigentlich wäre es nicht nötig gewesen, daß Oda fast ständig bei Lance Selby war. Der Parapsychologe konnte ohnedies nicht weglaufen.

Er war wie tot.

Oda blieb trotzdem fast immer in seiner Nähe. Vielleicht hoffte sie insgeheim auf ein Wunder, das sich jedoch kaum einstellen würde.

Während Mr. Silver mit der weißen Hexe die fotokopierten Schriften durchging, sah ich mir wieder die Baupläne an.

Tucker Peckinpah rief noch einmal an. »Nur der Vollständigkeit halber, Tony«, sagte er, »soeben kam mir zu Ohren, daß diese ›Werwolf-Bande‹ heute nicht zum erstenmal aktiv war. So geht es nun schon das siebente Jahr. Bisher konnten die Verbrechen vertuscht werden. Man wollte vermeiden, daß die Menschen hysterisch werden.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Man konnte die Dinge noch so gut vertuschen, irgendwann erfuhr es der Industrielle doch. Ich fragte ihn nicht danach, wie er an diese Information gekommen

war. Es sollte sein Geheimnis bleiben.
»Sieben Jahre, Tony«, sagte Tucker Peckinpah. »Und immer war es eine Dreier-Serie – so wie heute: der Juwelier, die Bank, der Geldtransporter.«
»Dann ist ja jetzt wieder Ruhe.«
»Das schon, aber es hat drei Tote gegeben, und die Medien haben sich auf diese Sache gestürzt. Die Polizei steht ab sofort unter Erfolgszwang. Ich möchte jetzt nicht in Inspektor Wallaces Haut stecken.«
»Ich auch nicht«, sagte ich.
»Tja, das wäre im Moment eigentlich alles, was ich anbringen wollte«, meinte der Industrielle.
»Ich danke Ihnen für die Information, Partner.«
»Schade, daß Sie damit nichts anfangen können«, sagte Peckinpah und beendete damit das Gespräch.
Vermutlich hätte er es gern gesehen, wenn ich mich dieses »Werwolf-Falles« angenommen hätte, aber mir lagen derzeit »Accons Söhne« und das Schicksal von Hanya Bums im Magen. Es hatte keinen Sinn, daß ich mich verzettelte. Ich mußte mich auf eine Sache konzentrieren.
Tut mir leid, Partner, dachte ich und drückte den Hörer in die Gabel.
Dann nahm ich das Aquarell zur Hand und prägte mir ein, wie der Tempel der Sektierer aussah. Ohne daß es mir bewußt wurde, kreisten meine Gedanken dabei um Tucker Peckinpahs Worte.
»Sieben Jahre, Tony. «
Dazu fiel mir die Formel ein, die mir Mr. Silver gezeigt hatte. Sie enthielt zweimal die Sieben. 7x7 hieß es da. Wenn mit der ersten Sieben die Jahre gemeint waren, was bedeutete dann die zweite Zahl?
Die »Werwölfe« sorgten immer nur für eine Dreierserie. Hätte in diesem Fall die Formel nicht 7x3 lauten müssen?
Jetzt erst, wurde mir klar, daß ich den »Werwolf-Fall« mit »Accons Söhnen« verquickte. Warum tat ich das? Ich hatte keine Veranlassung dazu. Was diese Verbrecher getan hatten, und womit ich mich beschäftigte, das waren doch zwei Paar Schuhe. Aus welchem Grund stellte ich eine Verbindung her?
Ich weiß nicht, wieso es mir plötzlich eiskalt über den Rücken rieselte. Immer noch betrachtete ich gedankenverloren das Aquarell.
Ohne daß es meine Absicht war, richtete sich mein Blick auf den Hintergrund des Bildes, dorthin, wo etwas Graubraunes auf dem weißen Marmorboden lag. Ich erinnerte mich, daß ich es näher in Augenschein nehmen wollte, als mich Tucker Peckinpah mit seinem Anruf störte.
Diesmal störte mich niemand. Ich stand auf, nahm die Lupe zur Hand und ging mit dem Aquarell zum Fenster. Sonnenlicht flutete auf das Blatt, und ich erkannte Einzelheiten, die mir zuvor nicht aufgefallen

waren.

Mein Herz schlug schneller, und ich spürte meinen Puls in den Handgelenken klopfen. Das Graubraune waren Köpfe, zwar nicht leicht zu erkennen, aber doch Köpfe.

Werwolfschädel!

***

Hanya Bums saß zitternd auf dem glatten Marmorboden. Sie wußte nicht, wieviel Zeit seit ihrer Entführung vergangen war, hatte eine heillose Angst vor dem Augenblick, wo sich diese massive Eisentür mit dem Goldknauf öffnen würde. Sie war sich fast sicher, daß dann der Tod auf sie warten würde.

Verzweifelt dachte Hanya an ihre Zwillingsschwester Alexis, die ihr vielleicht hätte helfen können, doch bestimmt brachte Alexis den Mut dazu nicht auf. Hanya versetzte sich in die Lage der Schwester.

Auch sie wäre vor Angst gelähmt gewesen. Auch sie hätte es nicht gewagt, etwas gegen diese Leute zu unternehmen.

»Ich werfe dir nichts vor, Alexis«, flüsterte Hanya unter Tränen.

»Sie sind zu grausam, und ein Menschenleben bedeutet ihnen nichts. Je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, daß du nichts tun kannst, ohne dein eigenes Leben zu gefährden.«

Hanya zuckte zusammen. Beunruhigt hob sie den Kopf. War da nicht eben ein Geräusch gewesen? Das Mädchen, das sich damit abzufinden versuchte, daß es sterben mußte, zitterte heftiger.

Würden sie jetzt kommen, um sie zu holen? Sie biß sich auf die Unterlippe und lauschte angestrengt. Diese Stille war zermürbend.

Nichts passierte. Hanya entspannte sich lange nicht.

Als sie dann wieder normal atmete, sagte sie sich, daß ihre Galgenfrist verlängert worden war.

***

Wolfsschädel! Und Werwölfe hatten bei Überfällen gewütet. Mit einemmal sträubte sich etwas in mir, diesen ersten sichtbaren Zusammenhang als Zufall abzutun. Gab es zwischen dem, was ich heute morgen erlebte, und den Mitgliedern der Accon-Sekte doch eine Verbindung? Meine Gedanken rasten.

Polospieler hatten mich mit ihren Schlägern zusammengedroschen, und David McShane war Manager jenes Poloclubs, der sich in der Nähe des Tatorts befand. Hanya Bums war von diesen drei Reitern gejagt worden, und ihre Schwester arbeitete als Service Girl im Restaurant des Poloclubs. Mir war aufgefallen, daß sie Angst vor Murray Adams hatte, und dieser war McShanes Sekretär.

Bei McShane wiederum fand Mr. Silver unter anderem dieses Aquarell, auf dem Werwolfschädel zu sehen waren.

Steckten »Accons Söhne« hinter diesen brutalen Raubüberfällen?

Wie harmlos und sanft waren »Accons Söhne« wirklich? Werwolfschädel verkörperten das Böse. Was hatte das Böse in diesem weißen Marmortempel zu suchen?

All diese Überlegungen behielt ich nicht für mich. Ich sprach mit Oda und Mr. Silver darüber, denn mir war klar, daß wir dieses große Rätsel nur gemeinsam lösen konnten.

7x7 + Blut + Glas = Accon

So lautete die Formel, und es hieß in den Schriften: »Er wird kommen, wenn die Formel erfüllt ist.«

Mr. Silver hatte mich auf die zusammenhanglosen Begriffe aufmerksam gemacht, auf diese Schlagworte, die kommentarlos in den Schriften standen: GELD – GOLD – PRUNK – REICHTUM – GEBET – TEMPEL.

Drei Millionen Pfund und eine Menge Juwelen waren den »Werwölfen« heute in die Hände gefallen. Bestimmt war das ihr größter Fischzug. Wenn es nicht so gewesen wäre, hätte Tucker Peckinpah das erwähnt.

Siebenmal hatten die Gangster bisher zugeschlagen. Jedes Jahr mit einer Dreierserie. Siebenmal! Nächstes Jahr würde es keine weiteren Überfälle mehr geben, wenn ich mit meiner waghalsigen Kombination richtiglag.

GELD – GOLD – PRUNK – REICHTUM… Die »Werwölfe« hatten diese Begriffe mit ihren Überfällen realisiert. Zwischendurch beteten sie zu Accon. Vermutlich deshalb, damit er sie vor dem Zugriff der Polizei beschützte. Und sie bauten ihm einen prunkvollen Tempel, in dem sie ihm all den erplünderten Reichtum vor die Füße legen konnten, sobald er erschien.

Er würde kommen, sobald die Formel erfüllt war.

Daran arbeiteten »Accons Söhne« – Menschen, die sich als Monster verkleideten und für Accon in ihrer grenzenlosen Verblendung raubten und mordeten!

Das alles sagte ich Oda und Mr. Silver. Der Ex-Dämon sah mich verwundert an. »Ich glaube, du liegst goldrichtig, Tony.«

»Finde ich auch«, erwiderte ich. »Und wie denkst du darüber, Oda?« fragte ich die weiße Hexe.

Sie reagierte nicht auf meine Frage. Ihre schönen grünen Augen waren auf mich gerichtet, ich hatte aber den Eindruck, als würde das rothaarige Mädchen durch mich hindurchblicken.

»Oda!« sagte ich etwas eindringlicher.

Sie blinzelte, und ihr Geist schien von weither zurückzukehren.

»Hast du mitgekriegt, worüber wir sprachen?« fragte ich die weiße Hexe.

»Ja, Tony, und mir war, als hätte ich den Namen Accon schon einmal gehört. Es muß lange her sein. Diese Menschen beten Accon an, als

wäre er ein Gott, aber das ist er nicht. Er ist ein schwarzer Streiter, mächtig und gefährlich. Er liebt den Prunk, deshalb raffen ›Accons Söhne‹ zusammen, was sie erbeuten können.«

»Bist du ihm schon mal begegnet?« fragte ich die weiße Hexe gespannt. Was Oda erzählte, war ungemein interessant.

Sie schüttelte den Kopf und wies auf das Aquarell. »Nein, aber ich denke, daß er so aussieht.«

Ich schaute auf den großen Totenschädel, der auf der Wolke thronte. »Hat er keinen Körper? Keine Arme? Keine Beine?« fragte ich verdutzt.

»Er hat viele Körper, viele Arme und viele Beine«, erwiderte Oda.

»Du meinst die Sektenmitglieder?«

Oda nickte. »Er wird sich ihrer bedienen.«

»Und er wird kommen, wenn die Formel erfüllt ist«, sagte Mr. Silver. »Das bedeutet, wir müssen schon bald mit seiner Ankunft rechnen.«

Odas Augen wurden schmal. »Er hatte noch einen Beinamen, wenn ich mich recht entsinne.« Die weiße Hexe legte die Fingerkuppen auf ihre Schläfen. Wahrscheinlich konnte sie sich auf diese Weise besser konzentrieren. Und sie erinnerte sich tatsächlich. »Man nennt ihn den roten Hexer!«

***

Ken Elliott ging nach Hause, als es Ian Warner von ihm verlangte.

Der Freund und Kollege nahm ihm das Versprechen ab, seinen Eltern gegenüber vorläufig strengstes Stillschweigen zu bewahren, und Elliott versicherte ihm, er könne sich völlig auf ihn verlassen.

Er wäre jetzt gern für sich allein gewesen, um sich auf die Begegnung mit dem Stellvertreter vorzubereiten. Warner hatte gesagt, er würde ihn anrufen und ihm sagen, wohin er kommen solle. Auf diesen Anruf wartete der rothaarige Junge seither voll brennender Ungeduld.

Er würde sich bald mit Gleichgesinnten zusammenfinden, beten und seinen Nächsten Gutes tun. Er freute sich ungemein auf die Aufgaben, die im der Stellvertreter übertragen würde – vorausgesetzt, er fand ihn würdig, in den Kreis von »Accons Söhnen« aufgenommen zu werden.

Liebend gern hätte sich Ken Elliott in sein Zimmer zurückgezogen, um zu meditieren, an Accon und an die Zukunft als Sektenmitglied zu denken, doch Vater ließ es nicht zu. Er holte die Hausbewohner in seine Wohnung, und sie feierten den rothaarigen, sommersprossigen Jungen wie einen Helden.

Mr. Elliott opferte fünf Flaschen Schaumwein, das war der ganze Bestand. »Ich möchte, daß ihr alle auf meinen Jungen anstoßt!« tönte er. »Ken, hat du ein Glas?«

»Ja, Vater.«

»Aber es ist leer.« Mr. Elliott goß ein. »Mutter und ich sind wahnsinnig stolz auf dich, mein Junge.«

»Aber… ich habe doch gar nichts getan, Vater.«
»Gar nichts getan«, sagte Mr. Elliott und lachte. »Habt ihr das gehört? Gott, wie bescheiden er ist. Ganz wie seine Mutter. Du warst tapfer, Ken. Wir haben es alle im Fernsehen gesehen. Du hast diesen Verbrechern eiskalt die Stirn geboten. Ich wage zu behaupten, daß sich keiner in dieser Wohnung befindet, der soviel Mut aufgebracht hätte. Diese Kerle konnten dir nicht Angst machen! Nicht meinem Sohn! Nicht Ken Elliott!«
»Doch, Vater, ich hatte Angst. Sehr große sogar.«
»Ach, was redest du denn daher. Niemand von uns hat gesehen, daß du Angst hattest. Du bist ein außergewöhnlicher Junge, das wußte ich immer schon. Heute aber konnten sich Millionen Menschen davon überzeugen… Leute, ich erhebe mein Glas auf meinen Sohn. Er ist das Beste, was ich in meinem Leben geschafft habe. Natürlich in Zusammenarbeit mit meiner Frau.« Lachend legte er seinen Arm um sie und zog sie an sich. Seine Worte machten sie verlegen. Sie senkte den Blick und errötete leicht. »Sag auch was, Clarissa«, verlangte ihr Mann. »Nun steh doch nicht so da.«
»Du hast doch schon alles gesagt«, bemerkte Glarissa leise. »Ich kann mich deinen Worten nur anschließen.«
»So ist sie, meine Clarissa. Oh, ich bin stolz auf sie beide, und ich liebe sie!« rief Mr. Elliott.
Alle drängten sich um Ken, und sein Vater forderte ihn auf, von der Heldentat, die keine war, zu erzählen. Der ganze Rummel war Ken in höchstem Maße unangenehm. Er hielt sich an die Wahrheit.
Sein Vater fiel ihm immer wieder ins Wort, bauschte auf, schmückte aus.
»Unsere Freunde haben ein Recht darauf, zu erfahren, wie es wirklich war, mein Junge«, sagte er aufgekratzt. »Meine Güte, heute ist mein Glückstag. Ich könnte die Welt umarmen!«
»Hat nicht eben das Telefon geläutet?« fragte Ken.
»Nein«, sagte Mr. Elliott. »Erwartest du etwa einen Anruf?«
»Ja.«
»Interessiert sich eine Illustrierte für deine Geschichte? Dann mußt du die Verhandlungen unbedingt mir überlassen. Ich weiß, daß diese Leute ein Vermögen ausspucken, wenn man sie richtig zu nehmen weiß. Du redest mit denen kein Wort, bevor sie nicht unterschrieben haben, was ich, dein Vater, ihnen diktiere! Junge, du bist auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Schade, daß das deine Großeltern nicht mehr erleben können.«
Molly Donen vom dritten Stock tauchte vor Ken auf. Sie war ein häßliches Mädchen, hatte einen Silberblick und Hasenzähne. Scheu fragte sie: »Darf ich auch mit dir anstoßen, Ken.«
»Klar«, sagte er. Für Molly hatte er sehr viel übrig, denn sie war ein

nettes Mädchen, und er hatte Mitleid mit ihr, weil sich die Jungs oft über sie lustig machten.

»Es muß schrecklich gewesen sein«, sagte Molly und trank den Schaumwein.

»Im Vertrauen gesagt, ich hatte die Hosen voll.«

Molly kicherte und versteckte die langen Zähne hinter der vorgehaltenen Hand. »Die Version deines Vaters gefällt mir besser.«

»Meine ist aber die richtige«, sagte Ken Elliott, und dann läutete tatsächlich das Telefon. »Ich geh' schon ran, Vater«, bemerkte der rothaarige Junge rasch.

Doch Mr. Elliott erwiderte: »Nein, Ken, das ist meine Sache. Ich bin dein Vater, und ich möchte etwas für dich tun.« Er nahm den Anruf entgegen und war sichtlich enttäuscht, als er hörte, daß nur Ian Warner am anderen Ende war.

»Sag mal, was ist denn bei euch los?« fragte Warner, als er Ken Elliott an der Strippe hatte.

»Ich erzähle es dir, sobald wir uns sehen.«

»Kannst du weggehen?«

»Jederzeit. Wohin soll ich kommen?«

»Lambeth Bridge. Linkes Themseufer.«

»Gut. In zwanzig Minuten bin ich da«, sagte Ken und legte auf. Er war so aufgeregt, daß seine Handflächen feucht wurden. Bald würde er dem Stellvertreter gegenüberstehen, und der würde entscheiden, ob er in die Sekte aufgenommen werden sollte oder nicht.

Ken drückte sich selbst die Daumen.

***

Accon, der rote Hexer!

Oda war uns eine große Hilfe, denn durch sie erfuhren wir mehr über diesen schwarzen Streiter. Sie hatte gesagt, er wäre mächtig und gefährlich. Für gewöhnlich rangieren Hexer in der Höllenhierarchie nicht allzuweit oben. Atax, Mago, Yora, die Grausamen 5, Phorkys… Sie alle standen im Rang weit über einem Hexer.

Als ich das erwähnte, sagte Oda: »Accon ist eine Ausnahme… Merkwürdig, je länger ich mich mit ihm beschäftige, desto mehr fällt mir über ihn ein. Es ist so, als wäre meine Erinnerung an ihn verschüttet, und ich müßte sie jetzt Stück für Stück freilegen … Accon machte sich mehr als alle anderen Hexer um die Hölle verdient. Das blieb Asmodis natürlich nicht verborgen, und er belohnte den roten Hexer, indem er ihm zusätzliche Kräfte verlieh, die ihn weit aus der Masse herausragen lassen.«

»Welche Fähigkeiten hat er?« wollte Mr. Silver wissen, doch diese Frage konnte ihm Oda nicht beantworten.

»Was wird passieren, wenn der rote Hexer kommt?« fragte der Ex-

Dämon weiter. Aber auch darauf wußte die weiße Hexe keine Antwort.

Wir befaßten uns wieder mit dieser seltsamen Formel, denn Accon würde kommen, wenn sie erfüllt war. Gab sie Aufschluß über den Zeitpunkt seines Eintreffens?

Ich wagte mich an die Lösung. »Sieben Jahre«, sagte ich. »Mal sieben Mädchen… Blut! Das könnte bedeuten, daß die Mädchen Accon geopfert werden … Glas! …« Ich wies auf die gläsernen Mädchen, die auf dem Aquarell zu sehen waren. Es gab sieben Nischen und sieben Glassockel, aber nur sechs Mädchen. Meiner Auffassung nach war Hanya Bums die Nummer Sieben. »Sie werden Hanya tö- ten, und sie haben irgendeine Möglichkeit, sie in Glas zu verwandeln. Vielleicht gießen sie sie auch nur in Glas ein. Sobald das geschehen ist, wird Accon kommen.«

»Und er wird seinen Söhnen ihre Wünsche erfüllen«, sagte Mr. Silver. »So steht es in den Schriften.«

Oda klatschte so unvermittelt in die Hände, daß ich zusammenzuckte. »Er wird ihr Wesen verändern, erweitern! Auch das steht in den Schriften«, sagte sie aufgeregt. »Sie müssen sich heute noch verkleiden, wenn sie als Werwölfe auftreten wollen, aber bald wird das nicht mehr nötig sein.«

Mir blieb die Luft weg. »Du meinst, Accon hat die Macht, sie in Werwölfe zu verwandeln?«

»Ich bin sicher, daß er das kann«, sagte Oda, und mir wurde schlecht bei dem Gedanken, daß alles so kommen konnte, wie es die weiße Hexe an die Wand malte.

***

Ken Elliott saß im Bus und hatte das Gefühl, alle würden ihn anstarren. Wußten sie, wer er war? Würden auch sie aus seinem Mund hören wollen, wie es in der Bank gewesen war? Erkannten sie ihn wieder?

Dieses Fernsehen! dachte er ärgerlich. Es ist ein Fluch.

Wenn er sich umschaute, blickten alle teilnahmslos weg, doch sobald er wieder aus dem Fenster sah, vermeinte er, ihre Blicke zu spüren. Der Autobus durchfuhr die Stadtteile Soho, Mayfair und Belgravia. Als er Westminster erreichte, bereitete sich der junge Bankangestellte aufs Aussteigen vor.

Zwei Haltestellen vor der Lambeth Bridge stieg eine klapperdürre alte Frau ein. Ken sprang auf und bot ihr seinen Platz mit einem freundlichen Lächeln an, und er wünschte sich, daß jetzt der Stellvertreter in der Nähe gewesen wäre.

Die alte Frau bedankte sich und ließ sich seufzend nieder. Lobend erwähnte sie, daß es doch noch nette Menschen auf der Welt gebe,

wenngleich es manchmal den Anschein hätte, als wären sie schon ausgestorben.

Endlich erreichte Ken Elliott sein Ziel. Die alte Frau nickte ihm zu, als er ausstieg. Er schenkte ihr noch ein warmes Lächeln, dann begab er sich zur Themse.

Ian Warner war noch nicht da, aber er würde bestimmt kommen.

Man konnte sich auf ihn verlassen. Ken schaute zur Themse hinunter. Eine graubraune Brühe war das. Seine Eltern behaupteten, ihre Farbe wäre einmal dunkelgrün gewesen, aber heute würden so viele Industrieabwässer in den Fluß geleitet, daß davon nichts mehr zu sehen wäre. Damit hatten sie recht, und Ken Elliott glaubte auch nicht, daß die Themse früher so gestunken hatte wie heute – vor allem bei Niederdruckwetter.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Freundschaftlich. Er drehte sich um. Ian Warner war eingetroffen.

»Gott, bin ich aufgeregt«, sagte Ken.

»Weshalb?« fragte Warner lächelnd.

»Immerhin hast du vor, mich dem Stellvertreter vorzustellen.«

»Er ist ein Mensch wie du und ich. Ein Bruder«, sagte Ian Warner.

»Ja, aber er entscheidet, ob ich aufgenommen werde oder nicht.«

»Er wird sich mit dir ganz zwanglos unterhalten; Es tut nicht weh«, sagte Warner schmunzelnd.

»Ich bin verrückt«, sagte Ken Elliott und schüttelte den Kopf. »Ich benehme mich, als würde mein Leben davon abhängen, ob ich nun einer von euch werden darf oder nicht.«

»Wenn du die Bedingungen erfüllst, wird alles glattgehen.«

»Bist du sicher?«

»Aber ja. Können wir gehen?«

Ken Elliott nickte und räusperte sich nervös. Warner führte ihn über eine Steintreppe zur Themse hinunter und zu einem Motorboot, das an einem Eisenring festgebunden war.

»Wir fahren mit dem Boot?« fragte Ken Elliott.

»Nicht sehr weit«, erwiderte Warner. »Steig ein!«

Elliott sprang ins Boot. »Gehört es dir?«

»Nein, uns allen. Ich selbst besitze nichts. Ich brauche nichts. Ich habe Accon, das genügt mir.«

»Wie glücklich du sein mußt«, sagte Ken Elliott und setzte sich.

»Du bist zu beneiden.«

»Alle Mitglieder unserer Sekte sind zu beneiden«, behauptete Ian Warner. »Was war bei dir zu Hause los?«

Ken Elliott winkte ab. »Ach, mein Vater drehte total durch. Er jubelte mich zum Helden hoch, trommelte sämtliche Hausbewohner zusammen und trug so dick auf, daß es nicht auszuhalten war. Du kannst dir nicht vorstellen, wie unangenehm mir das Ganze war. Alle

wollten von mir eine Bombenstory hören. Von der Wahrheit, die ich für sie hatte, wollten sie nichts wissen.«

»Schrecklich, diese Sensationsgier der Menschen. Es wird uns sehr viel Mühe kosten, mit diesen Dingen aufzuräumen«, sagte Ian Warner.

Bevor er das Boot losband, zog er ein schwarzes Tuch aus der Hosentasche. Elliott sah ihm zu, wie er es zusammenlegte.

»Ich muß dir leider die Augen verbinden, Ken. Ich hoffe, es macht dir nichts aus.«

»Traust du mir nicht?«

»Doch, natürlich, aber ich habe die Weisungen zu beachten. Sieh mal, ich habe vor, dich in unseren Tempel zu bringen, und die Zeit ist noch nicht reif, daß jedermann weiß, wo er sich befindet. Sobald du zu uns gehörst, wird dir niemand mehr die Augen verbinden. Eine kleine Vorsichtsmaßnahme. Du mußt das verstehen.«

Elliott nickte. »In Ordnung. Wie du meinst, Ian. Ich vertraue dir.«

Elliott hielt still und ließ sich die Augen verbinden. Warner prüfte, ob er wirklich nichts sah und sagte, er verlasse sich auf Kens Ehrlichkeit.

»Das kannst du«, beteuerte Elliott. »Ich werde so lange blind sein, wie du es wünschst.«

»Ich werde dem Stellvertreter sagen, daß keiner unserer Brüder jemals so willig war.«

Ian Warner löste das Tau und startete den Motor.

Als das Boot losfuhr, rief Ken Elliott mit freudiger Begeisterung aus: »Accon, ich komme!«

***

Vicky Bonney saß noch immer in ihrem Arbeitszimmer. Oda war inzwischen wieder zu Lance zurückgekehrt, und es war Zeit für mich, aufzubrechen, denn ich hatte eine Verabredung mit Hanyas Zwillingsschwester Alexis.

Mr. Silver wollte mich zu Alexis Bums begleiten. Ich hatte nichts dagegen. In den letzten Stunden hatten wir eine Menge Theorien aufgestellt. Wenn sich nur eine als wahr herausstellte, dann stand London einiges bevor.

Ich klopfte an Vickys Tür und trat ein. »Mir raucht der Kopf«, seufzte sie. »Das ist vielleicht eine Schinderei.«

»Hast du noch lange zu tun?« erkundigte ich mich.

»Ich denke, daß ich es in längstens einer Stunde geschafft habe.«

»Silver und ich fahren jetzt zu Alexis Bums.«

Vicky nickte. »Ich würde gern mitkommen, aber leider…«

»Die Arbeit muß Vorrang haben«, sagte ich. »Wovon sollen wir schließlich leben, wenn Tucker Peckinpah uns eines Tages nicht mehr unterstützt?«

Ich beugte mich über meine Freundin und küßte sie. »Paß auf dich auf«, sagte sie liebevoll und drückte das schmerzende Kreuz durch.

Wie jeder Beruf, hat auch der des Schriftstellers seine Schattenseiten.

Als Mr. Silver und ich wenig später losfuhren, meinte der Ex-Dämon: »Ich bin gespannt, was das Mädchen uns erzählen wird.«

»Hoffentlich sehr viel«, sagte ich.

Merkwürdig, für mich wurde es mehr und mehr zur Gewißheit, daß die beiden Fälle einen gemeinsamen Nenner hatten: Accon. Ich hoffte, daß wir das Kommen des roten Hexers verhindern und Hanya Bums retten konnten. Entscheidende Hinweise erwartete ich mir von Alexis. Sollten diese nicht ausreichen, würden wir uns Murray Adams und David McShane vornehmen.

Es hätte schon mit dem Teufel zugehen müssen, wenn wir dann nicht die fehlenden Antworten auf unsere Fragen bekommen hätten.

***

Irgendwo in einer der unzähligen Zwischenwelten…

Accon hatte vor sieben Jahren, als die Sekte gegründet wurde, eine Verbindung zur Erde hergestellt und mit großem Interesse verfolgt, was jene, die sich als seine Söhne bezeichneten, taten.

Sie wußten nicht, daß er auf die Erfüllung der Formel nicht zu warten brauchte. Er konnte die Erde jederzeit betreten. Doch es gefiel ihm, wie die Menschlein sich abmühten, die niedergeschriebenen Bedingungen zu erfüllen, denn damit bewiesen sie ihm ihre absolute Unterwürfigkeit.

Er liebte es, zu herrschen und zu beherrschen. Viele Welten hatte er schon heimgesucht, und er war auch bereits einmal auf der Erde gewesen, doch das lag lange zurück. Niemand konnte sich mehr daran erinnern.

Die Menschen, derer er sich damals bedient hatte, lebten schon lange nicht mehr. Ein neues Zeitalter war auf der Erde angebrochen.

Raketen, Motoren, Computer… Aber die alte Kraft der Magie hatte immer noch ihre Gültigkeit, würde sie nie verlieren.

Menschen! Accon war voller Verachtung für sie. In seinen Augen waren sie schwache Würmer. Ihr Leben währte, gemessen an dem eines Dämonen, nur kurze Zeit, und wenn sie mit der höllischen Magie konfrontiert wurden, gerieten sie in Panik, Angst und Schrecken und waren lächerlich hilflos.

Menschen waren für Accon kein ernstzunehmendes Thema. Wenn er sich ihrer bediente, war es für ihn ein launiges Spiel, und er schenkte jenen, die ihn anbeteten und verherrlichten, einen Bruchteil seiner dämonischen Kraft, damit sie sich aus der Masse erhoben und über die Masse herfielen.

Wieder einmal war die Zeit gekommen. Ein Opfer fehlte noch, aber

es war nicht sicher, ob Accon das Ende des Rituals abwarten würde. Vielleicht würde er seinen Söhnen die Freude machen, und bei dieser letzten Zeremonie bereits persönlich anwesend sein.

In diesem Fall würde das Glück derer, die sich für auserwählt hielten, keine Grenzen kennen.

Wieder sollte auf der Erde ein neues Zeitalter anbrechen.

Accons Zeitalter!

Und diesmal würde er diese Welt nicht mehr so bald verlassen. Er hatte Pläne. Er wollte bleiben und herrschen. Die Zeit war reif für Accon, den roten Hexer. Die Menschheit würde unter seiner Macht erzittern. Er würde das Krebsgeschwür, das sich in London gebildet hatte, aufbrechen lassen, und das Böse würde die Stadt und das Land unaufhaltsam überwuchern. Er würde neue dämonische Zellen bilden, immer weitere Kreise ziehen, das Gute verdrängen, unterjochen, zerstören.

Ein wahrlich großes Ziel.

Accon zweifelte keinen Augenblick daran, daß er es erreichen würde.

***

Alexis Burns zündete sich eine Zigarette an. Ihre Hände zitterten.

Ruhelos ging sie in der Atelierwohnung auf und ab. Immer wieder warf sie einen Blick auf die Uhr. Die Zeit wollte nicht vergehen.

Angst und Zweifel peinigten das Mädchen.

Sie hoffte, daß Murray Adams nicht Verdacht geschöpft hatte. Er war so furchtbar mißtrauisch. Wenn er auf die Idee kam, sie könnte sich mit Tony Ballard verabredet haben… Sie wagte nicht weiterzudenken.

Sie lehnte sich an die Wand, nahm einen tiefen nervösen Zug und blies den Rauch zum schrägen, halb offenen Dachflächenfenster. Die Schwaden schwangen träge nach oben, und als der Luftzug sie erfaßte, wurden sie schneller und schlüpften ins Freie.

Hanya, dachte Alexis. Du weißt nicht, wie ich mit dir leide.

Sie glaubte zu spüren, daß ihre Zwillingsschwester noch lebte.

Aber viel Zeit blieb Hanya bestimmt nicht mehr, dann würde sie dem grausamen Ritual zum Opfer fallen.

Alexis klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, daß es Tony Ballard gelang, ihre Schwester zu retten, doch immer wieder hörte sie diese grausame Stimme, die ihr zuraunte, daß Hanya verloren war.

Mit schleppenden Schritten ging Alexis Burns durch die Wohnung, in der sie mit Hanya seit vier Jahren wohnte. Sie waren immer ein Herz und eine Seele gewesen.

Zwischen anderen Geschwistern kommt es häufig zum Streit; sie gehen sich auf die Nerven. Bei ihnen war das nicht der Fall gewesen.

Sie hatten sich immer großartig vertragen, und sie hingen aneinander. Die eine konnte sich ein Leben ohne die andere kaum

vorstellen, aber nun waren sie brutal getrennt worden, und es war mehr als fraglich, ob sie jemals wieder zusammenkommen konnten.

Sie hätten niemals diesen Job in Hempstead annehmen sollen, das wußte Alexis heute, aber diese Erkenntnis kam zu spät und würde Hanya vermutlich das Leben kosten.

Alexis öffnete die Tür, die in Hanyas Zimmer führte.

Sie waren eineiige Zwillinge und sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Die kleinen Dinge, die sie voneinander unterschieden, fielen nur ihnen selbst auf. Ihrer Umwelt blieben sie verborgen.

Häufig machten sie sich den Spaß, ihre Mitmenschen zu täuschen, zu verblüffen, zu verwirren. Bevor sie nach Hempstead gingen, waren sie zwar arm, aber froh und glücklich gewesen.

Die Arbeit im Poloclub hatte ihnen ein finanziell sorgloses Leben ermöglicht. Dafür hatten sich bei ihnen andere Sorgen eingeschlichen, die sich allmählich zu einem quälenden Alptraum ausweiteten.

Und nun saßen sie so tief in der Patsche, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnten. Warum hielt das Schicksal für sie beide ein so grausames Spiel bereit?

Alexis trat in das Zimmer der Schwester, die sie vielleicht nie mehr wiedersehen würde. Mit Tränen in den Augen setzte sie sich auf die Couch. Alles in diesem Raum trug Hanyas Handschrift. Ihr guter Geschmack hatte beim Einrichten seinen Niederschlag gefunden.

Wieder schaute sie auf ihre Uhr.

Dunkle Gestalten huschten über das Dach.

Alexis sah sie nicht und hörte nicht, daß sie näherschlichen. Sie war mit ihren Gedanken nicht mehr in der Wohnung, hatte eine geistige Brücke zwischen sich und ihrer Zwillingsschwester hergestellt und bildete sich ein, Zwiesprache mit Hanya halten zu können.

Indessen kam das Grauen immer näher. Zwischen zwei Schornsteinen tauchte die furchterregende Fratze eines Werwolfs auf. Das Monster blickte sich um, gab seinen beiden Begleitern ein knappes Zeichen und glitt an eines der Dachflächenfenster heran.

Jetzt sank das Ungeheuer auf die Knie und beugte sich langsam vor. Der Wolf blickte in Hanya Bums' Zimmer. Auf der Couch saß Alexis und rauchte. Blaß und krank sah sie aus, und sie sollte sich bald noch viel mieser fühlen.

Der Werwolf richtete sich auf, ohne daß das Mädchen ihn bemerkte. Er bedeutete seinen Kumpanen, sich zum Nachbarfenster zu begeben. Sie öffneten es und kletterten nacheinander in die Wohnung hinunter.

Alexis drückte die Zigarette in den Aschenbecher, der auf Hanyas Nachttisch stand. Sanft strich sie über die Tagesdecke, die auf der Couch lag, und sie bildete sich ein, Hanya zu streicheln.

»Wenn wir Glück haben«, flüsterte sie und erhob sich, »wird für uns vielleicht doch noch alles gut. Ich glaube, es wäre falsch, jetzt schon

die Hoffnung aufzugeben, Hanya.«

In Gedanken versunken verließ sie das Zimmer ihrer Schwester.

Als sie durch die Tür tat, stürzte sich der Schock wie eine reißende Bestie auf sie. Sie hörte ein Mädchen schrill aufschreien, ohne zu wissen, daß sie selbst geschrien hatte, und die Wölfe griffen sofort an!

***

Wir hörten den Schrei, als wir den letzten Treppenabsatz erreichten, und nahmen die restlichen Stufen in zwei Sprüngen. Unsere Gegner schienen davon Wind bekommen zu haben, daß Alexis Bums uns informieren wollte, und das gedachten sie zu unterbinden. Warum sie es nicht schon früher versucht hatten, wußte ich nicht, und es war auch nicht der rechte Moment, diesbezüglich tiefschürfende Überlegungen anzustellen. Der gellende Schrei zwang uns, zu handeln.

Mr. Silver wuchtete sich mit großer Kraft gegen die Tür. Der Zwei-Meter-Mann schlug wie eine Bombe ein. Das Holz krachte und splitterte, die Tür schwang zur Seite und knallte gegen die Wand.

Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter und sprang an Mr. Silver vorbei in die Wohnung. Mit einem Blick erfaßte ich die Situation.

Alexis Bums lag auf dem Boden. Ihr Kleid war zerrissen. Sie blutete aus einigen Kratzern. Drei Werwölfe umstanden sie. Da ich wußte – oder zumindest ahnte – daß es sich um verkleidete Männer handelte, schrie ich hart: »Hände hoch! Keine Bewegung!«

Sie erstarrten, wandten sich langsam mir, zu. Die Hände hob keiner, aber sie rührten sich wenigstens nicht.

»Setzt die Masken ab!« verlangte ich schneidend.

Sie gehorchten nicht.

»Na los! Versteht ihr nicht, was ich sage?«

»Laß mich nur machen, Tony«, sagte Mr. Silver und ging auf die drei verhinderten Mörder zu.

Jetzt sahen sie sich gezwungen, zu reagieren. Ein Stuhl flog plötzlich auf uns zu, eine Stehlampe folgte. Und gleich hinterher kamen die Werwölfe! Sie scherten sich keinen Deut um den Revolver in meiner Faust.

Ich schlug den Lampenschirm, der mich sonst im Gesicht getroffen hätte, nach unten und hieb dem Monster, das mich attackierte, die Kanone auf den Schädel. Das heißt, ich wollte den Wolfsschädel treffen, doch der Bursche wich dem Schlag blitzartig aus, so daß ich nur seine Schulter traf.

Sein Tritt rief in meinem Knie eine Schmerzexplosion hervor, und der Prankenhieb, der folgte, zielte auf meinen Hals. Ich sah stählerne Krallen, tödliche Waffen, die mein Gegner rücksichtslos einsetzte.

Es gelang mir, mich mit einem Sprung zurück aus dem

Gefahrenbereich zu bringen. Das Monster verfehlte mich um Haaresbreite, setzte sofort nach. Ich schlug wieder mit dem Colt zu, und diesmal traf ich besser.

Mein Gegner wankte. Er war angeschlagen, und ich wollte ihm nicht die Zeit lassen, sich zu erholen. Dennoch ließ ich es nicht an der angeratenen Vorsicht mangeln, denn ich weiß, daß angeschlagene Gegner am gefährlichsten sind. Sie setzen zumeist alles auf eine Karte, da sie ohnedies nichts mehr zu verlieren haben, mit ein bißchen Glück aber noch alles gewinnen können.

Mit dem Diamondback schlug ich zu. Der Kerl sackte aber schon vorher zusammen und rammte mir den grauenerregenden Wolfsschädel mit voller Wucht in den Bauch.

Er stemmte sich mit ganzer Kraft gegen mich und drückte mich drei Meter zurück. Ich blieb mit den Absätzen an einer Teppichkante hängen, und da der Druck meines Gegners nicht nachließ, verlor ich das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken.

Die Bestie war über mir.

Ihr Prankenhieb traf meine linke Schulter. Die Stahlkrallen, die mir ins Fleisch drangen, schienen zu glühen. Ich hätte beinahe laut aufgebrüllt. Das Monster wurde für mich zur tödlichen Bedrohung.

Mit dem nächsten Schlag würde mir der Werwolf vielleicht die Kehle aufreißen. Nur ein Schuß konnte mich jetzt noch retten. Ich richtete die Waffe auf das Scheusal.

Mein Gegner wollte den Schuß verhindern. Wir kämpften erbittert um die Waffe, und irgendwann löste sich der Schuß dann von selbst.

Jetzt brüllte der Mann hinter der Werwolfsmaske, und plötzlich sah ich ihn nicht mehr. Meine Kugel hatte ihn zurückgestoßen, und ich sah ihn erst wieder, als ich mich schwitzend und atemlos aufsetzte.

Röchelnd preßte er die Pranken gegen seine Brust. Blut tränkte das graubraune Wolfsfell. Der Mann war schwer verletzt, vielleicht würde er sterben. Ich hatte das nicht gewollt. Es hätte mir gereicht, wenn mein Gegner durch die Kugel kampfunfähig geworden wäre.

Mr. Silver, normalerweise ein großartiger Kämpfer, der die beiden anderen Kerle zuverlässig in den Griff hätte bekommen müssen, kämpfte nicht mit ihnen, sondern mit einer Gardine, die sie heruntergerissen und über ihn geworfen hatten.

So einfach war er für gewöhnlich nicht auszuschalten, aber diesmal hatte er Pech, und das Glück schlug sich auf die Seite der Wölfe.

Während er sich, um sich schlagend, immer mehr im netzartigen Vorhang verhedderte, packten die Monster Alexis Bums, rissen sie hoch und verließen mit ihr die Wohnung.

Der Ex-Dämon geriet in Rage. Er zerfetzte die Gardine, aber da hatten die Werwölfe mit ihrem Opfer bereits das Weite gesucht.

»Verdammt!« knurrte Mr. Silver. »So etwas ist mir auch noch nie

passiert.« Er sah mein zerrissenes Jackett und das Blut, das aus meiner Schulterwunde pulste. »Tony, du bist verletzt!«

»Ich werde es überleben«, keuchte ich, beugte mich über den röchelnden Werwolf, krallte meine Finger in das dichte, struppige Schädelfell und zog die Horrormaske vom Kopf des Mannes.

Vor mir lag Murray Adams, David McShanes Sekretär. Er hatte gewittert, daß Alexis Bums nicht dichthalten würde und war mit seinen Komplizen hergekommen, um das Mädchen rechtzeitig mundtot zu machen.

»Ballard, du Aas!« spie mir der Mann haßerfüllt ins Gesicht.

»Du bist einer von Accons Söhnen, stimmt's?«

»Ja, und ich bin stolz darauf.«

»Wann wird der rote Hexer kommen?«

»Sobald Hanya den Opfertod gestorben ist.«

»Wo befindet sie sich?«

Murray Adams preßte die Zähne zusammen, sein, Gesicht verzerrte sich. Der Schmerz zwang ihn, sich aufzubäumen. »Find's selber raus, Schnüffler!« zischte er, und dann begann er zu lachen. Tatsächlich, dieser schwerverletzte Mann lachte aus vollem Halse. Es klang schadenfroh und gemein. »Du kommst zu spät, Ballard!« schrie er.

»Gib auf! Du kannst für das Mädchen nichts mehr tun. Hanya muß sterben. Sie ist das siebente Opfer.«

»Wo befindet sich euer Tempel?« wollte ich wissen.

Statt zu antworten, lachte Murray Adams wieder. Es ging mir durch und durch. Blut rann aus seinem Mund. Der Speichel bildete rosa Blasen, die immer wieder zerplatzten, und der Mann lachte weiter, immer weiter, bis er nicht mehr konnte, bis ihn die Kräfte verließen, dann wurde das Lachen zu einem Husten, Würgen und Röcheln, und schließlich verstummte Adams. Sein Kopf fiel zurück.

Er war tot…

***

Ken Elliotts Herz schlug aufgeregt gegen die Rippen. Erwartungsvoll lächelnd blieb er stehen, als es ihm Ian Warner befahl. Sein Freund und Kollege trat hinter ihn, und als Warners Finger den Knoten des schwarzen Tuchs lösten, fragte Elliott mit vor Erregung bebender Stimme: »Sind wir am Ziel?«

»Ja«, sagte Warner. »Du befindest dich in Accons Tempel.«

Warner nahm ihm die Augenbinde ab, und Ken Elliott blickte sich neugierig um. Der Raum, in dem sie sich befanden, leuchtete in weißem, glänzendem Marmor. Die Decke wurde von dicken Marmorsäulen gestützt.

»Sag mal, Ian, sind wir noch in London?« fragte Elliott heiser.

»Ja, aber stell keine weiteren Fragen. Ich darf sie dir noch nicht

beantworten.«

Elliott nickte verständnisvoll. »Erst muß ich zu euch gehören, dann wird es für mich keine offenen Fragen mehr geben.«

»So ist es.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

»Ein wenig Geduld wirst du schon noch aufbringen müssen«, sagte Ian Warner lächelnd.

»Wird mich der Stellvertreter hier empfangen?« wollte Ken Elliott wissen.

»Ich muß dich jetzt einen Augenblick allein lassen.«

»Das macht mir nichts aus. Wirst du dabeisein, wenn der Stellvertreter mich unter die Lupe nimmt?«

»Möchtest du, daß ich dabei bin?« fragte Ian Warner.

»Ich würde mich etwas sicherer fühlen«, gestand Elliott.

»Dann werde ich dabeisein«, versprach Warner. »Bleib hier stehen. Geh nicht weg. Ich kann mir vorstellen, daß es dir sehr schwerfällt, deine Neugier zu bezähmen, aber du würdest alles verderben, wenn du dich hier ohne Erlaubnis umsehen würdest.«

»Ich habe an dieser Stelle bereits Wurzeln geschlagen«, versicherte Ken Elliott. »Du weißt, daß man sich auf mich verlassen kann.«

Warner nickte. »Ich hole den Stellvertreter.«

Elliott blickte um sich. Die weißen Marmorwände strahlten Kälte ab. Er kam sich wie in der Tiefe eines Gletschers vor. Ein Zurück würde wohl nur schwer möglich sein, aber danach stand Ken Elliott nicht die Stirn.

All sein Streben würde darauf ausgerichtet sein, ein Mitglied dieser Sekte zu werden, denn durch sie würde er ein erfülltes Leben erlangen.

Eine Tür öffnete sich, Schritte kamen näher, und dann trat Ian Warner mit einem grauhaarigen Mann zwischen den Säulen hervor.

Ken Elliott wußte sofort, daß das der Stellvertreter war.

Der Grauhaarige hatte einen Blick, der durch Elliotts Brust in seine Seele stach. Der sommersprossige Junge zerfloß fast vor Ehrfurcht.

Er ließ die Hände sinken und den strengen, prüfenden Blick des Stellvertreters über sich ergehen. Sein Herz schlug in diesen Augenblicken bis in den Hals hinauf.

Die Vorentscheidung fiel mit Sicherheit schon jetzt, in diesen Minuten des Schweigens, der abschätzenden, abtastenden Blicke.

Wenn der Stellvertreter ihn jetzt nicht für würdig fand, in die Sekte aufgenommen zu werden, würden ihn später auch viele Worte nicht mehr umstimmen können.

»Das ist er also«, sagte der Stellvertreter, Er hatte eine wohlklingende Stimme, die zwischen den Säulen hallte.

»Ja, Bruder, das ist mein guter Freund Ken Elliott«, sagte Ian Warner.

»Er hat ein offenes, ehrliches Gesicht.«

»Er ist so, wie er aussieht«, sagte Warner, und Ken Elliott war ihm für diese Hilfe unendlich dankbar. Seine Handflächen bedeckten sich mit Schweiß. Er versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie aufgeregt er war.

»Dein Wunsch ist es, Mitglied unserer Sekte zu werden«, richtete der Stellvertreter das Wort zum erstenmal an Elliott.

»Ja, ehrwürdiger Stellvertreter«, antwortete der rothaarige Junge mit belegter Stimme.

»Warum bist du so aufgeregt? Niemand wird dir hier etwas tun. Du befindest dich an einem Ort der Liebe, des Verständnisses, der Güte.«

»Mir liegt sehr viel daran, Accons Sohn zu werden. Ich habe soviel Schönes von Ian gehört, daß es für mich nichts Erstrebenswerteres gibt, als Mitglied eurer Sekte zu werden.«

»Wir haben die Sanftmut und die Güte an unser Banner geheftet. Aber Accon verlangt durch mich bedingungslosen Gehorsam.«

»Auch darauf hat mich mein guter Freund Ian vorbereitet«, sagte Ken Elliott. »Ich bin bereit, widerspruchslos zu dienen und allen Befehlen zu gehorchen.«

»Wir lieben das Leben, aber wir fürchten uns nicht vor dem Tod«, sagte der Stellvertreter. »Feindschaften gehen wir aus dem Weg, doch wo das nicht möglich ist, wo wir erkennen, daß Accon Gefahr droht, da scheuen wir den Kampf nicht, und jedes Mittel ist uns recht, das zum Sieg führt, denn Accon ist unser höchster Besitz, Accon sind wir selbst. Indem wir ihn verteidigen, verteidigen wir auch uns.«

»Auch ich würde nicht zögern, Accon mit aller Kraft zu verteidigen«, versicherte Ken Elliott dem Stellvertreter.

Dieser bat ihn um einen kurzen Lebenslauf. Elliott war darauf nicht vorbereitet. Er stotterte ein wenig, schien den Stellvertreter aber zufriedenstellen zu können.

Es folgten Fragen, mit deren Hilfe sich der Stellvertreter ein Bild über die Ansichten des jungen Mannes machen konnte. Ohne Zögern antwortete Elliott. Immer geradeheraus, immer ehrlich.

Das zufriedene Nicken des Stellvertreters gab ihm Hoffnung. Du bist auf dem richtigen Weg! jubelte er insgeheim. Du wirst es schaffen!

»Ich glaube, du bist wert, in unseren Kreis aufgenommen zu werden«, sagte der Stellvertreter, und Ken bekam weiche Knie.

»Wirklich?« platzte es aus Ken Elliott heraus. »Oh, ich… ich kann meine Freude kaum in Worte fassen …«

»Ich sprach zu Beginn von bedingungslosem Gehorsam.«

»Und ich habe versprochen…«

»Bist du auch bereit, das zu beweisen?« fiel ihm der Stellvertreter ins Wort. »Man kann vieles versprechen, aber erst die Tat beweist, ob man es auch tatsächlich ehrlich meint.«

»Ich bin jederzeit bereit, unter Beweis zu stellen, wie ernst es mir mit meinem Versprechen ist, ehrwürdiger Stellvertreter.«

»Dann komm.«

Der Stellvertreter führte Ken Elliott in einen kleinen Raum. Auch hier bestanden die Wände und der Boden aus weißem Marmor. Auf einem Sockel sah Elliott einen goldenen Würfel, den er mit seinen Händen nicht umschließen konnte. An der Oberseite des Würfels, der ein Vermögen wert war, befand sich eine kleine Vertiefung – die Blutmulde, wie der Stellvertreter erklärte.

»Hast du Angst vor Schmerzen?« fragte der Stellvertreter.

»Nicht mehr und nicht weniger als jeder andere«, antwortete Elliott.

»Wärst du bereit, für Accon Schmerzen zu ertragen?«

»Auf jeden Fall.«

»Gib ihm den Dolch!« verlangte der Stellvertreter von Ian Warner.

Dieser öffnete die Tür eines in die Marmorwand eingelassenen Schranks und entnahm diesem einen Dolch aus blitzendem Platin, dessen kunstvoll gearbeiteter Griff mit Diamanten besetzt war, die ein einmaliges kaltes Feuer versprühten.

»Accon liebt den Prunk«, sagte der Stellvertreter. »Du wirst ihm vielleicht später überall im Tempel begegnen.«

Später! dachte Ken Elliott überwältigt. Er sagte später. Er rechnet damit, daß ich die Prüfungen bestehe.

Der Stellvertreter wies auf den goldenen Würfel. »Fülle diese Mulde mit deinem Blut! Accon verlangt es! Gib ihm von deinem kostbaren Lebenssaft!«

Elliott schluckte trocken. Sein Blick suchte Ian Warners Augen.

Dieser nickte kaum merklich, und Elliott schluckte noch einmal.

Jetzt mußte er beweisen, daß er bereit war, bedingungslos zu gehorchen, und er mußte zeigen, daß er bereit war, für Accon Schmerzen zu ertragen. Es war ein bißchen leichter versprochen als gehalten, aber Elliott überwand sich.

Entschlossen nahm er von Ian Warner den Platindolch entgegen und trat an den Würfel. Er hielt die linke Hand darüber, setzte die rasiermesserscharfe Schneide an die Handfläche, schloß die Augen und flüsterte: »Für dich, Accon.«

Dann zog er durch.

Ein scharfes Brennen zwang ihn, die Augen zu öffnen. Er sah, wie sein Blut in die Mulde tropfte und diese allmählich füllte. Ian Warner nahm ihm den Dolch ab und nickte ihm aufmunternd zu. Er säuberte die Klinge von Elliotts Blut und sagte: »Ich versorge die Wunde sofort.«

Ken Elliott strahlte. Er war glücklich, Accon sein Blut gegeben zu haben. Ihm war, als würde er auf Wolken schweben. Unglaublich nahe fühlte er sich in diesem Moment dem Ziel, das Accon hieß. Ihm war,

als hätte er mit seinem Blut einen Pakt besiegelt, und ein wahrer Triumphtaumel erfaßte ihn.

Seltsam blind kam er sich vor. Daß er dennoch sah, verdankte er Accon. Ja, er bildete sich ein, durch Accons Augen zu sehen, und er vermeinte, mit Accons Geist zu denken. Bestand etwa schon eine Verbindung zwischen Accon und ihm?

Der Taumel, von dem er erfaßt worden war, war so groß, daß er kaum mitbekam, wie sich Ian Warner an seiner linken Hand zu schaffen machte. Als sein Geist wieder einigermaßen klar war, sah er einen weißen Verband an seiner Linken.

»Danke…«, sagte er. Beinahe hätte er auch Bruder gesagt. Aber durfte er das schon? Durfte er sich bereits als Ians Bruder fühlen?

Die Miene des Stellvertreters verdüsterte sich. »Accon hat, was uns allen völlig unverständlich ist, Feinde.«

»Das ist auch mir unbegreiflich«, sagte Ken Elliott. »Er ist doch die Liebe, die Güte…«

Der Stellvertreter nickte. »So sehen wir ihn. Aber andere, die ihm nicht so nahe stehen, sehen in ihm einen gefährlichen Dämon. Sie setzen ihre ganze Kraft gegen ihn und seine Söhne ein.«

»Das darf nicht sein«, stieß Elliott in ehrlicher Entrüstung hervor.

»Wir versuchten es im Guten, doch es half nicht. Die Gefahr wächst. Wenn wir Accons Liebe nicht verlieren wollen, müssen wir uns wehren. Selbst Accon droht Gefahr. Jene, die ihn verkennen und ihm aus diesem Grund feindlich gesinnt sind, wollen ihn vernichten.«

»Das… das muß um jeden Preis verhindert werden«, ereiferte sich Ken Elliott.

»Man geht sogar so weit, unseren Tod zu wünschen.«

»Wer?« fragte Elliott in heiligem Zorn. »Wer sind diese Wahnsinnigen?«

»Wir kennen sie nicht alle.«

»Man muß ihnen zuvorkommen!« sagte Elliott heiser.

»Was willst du damit sagen?« fragte Ian Warner.

Es flackerte in Elliotts Augen. »Nun, Accon ist das Höchste, und er ist jedes Opfer wert. Wer seinen Söhnen den Tod wünscht und sogar selbst Hand an sie legen will, muß den Teufel im Leib haben. Nicht Accon ist der Dämon, sondern sie sind es, seine Feinde. Wenn Güte und Friedfertigkeit keinen Erfolg bringen, muß gegen diese irregeleiteten Gegner eben anders vorgegangen werden.«

»Was schlägst du vor?« fragte Ian Warner.

Elliott war überglücklich, daß man von ihm einen Vorschlag hören wollte. »Wer Accon vernichten will und unseren Tod wünscht, hat sein Recht, zu leben, verwirkt«, sagte er, und erst hinterher fiel ihm auf, daß er »unseren Tod« gesagt hatte. Er schloß sich schon mit ein, und der Stellvertreter hatte nichts dagegen.

»Du würdest Gleiches mit Gleichem vergelten?« fragte der Stellvertreter.

»Wenn man uns keine andere Wahl läßt. – ja.« Da war es schon wieder, dieses kleine und doch so erhebende Wörtchen »uns«.

Ich gehöre dazu! schrie es in Ken Elliott, und ein neuerlicher Taumel erfaßte ihn.

»Tod jenen, die uns töten wollen«, sagte der Stellvertreter.

»Wir müssen Accon schützen…«, sagte Elliott, brach dann jäh ab, als er den schrillen Schrei eines Mädchens vernahm. Sein Blick pendelte aufgeregt zwischen Ian Warner und dem Stellvertreter hin und her.

»Man sieht es ihr nicht an«, sagte der Stellvertreter ernst, »aber sie ist die Schlimmste von allen. Sie ist die Verkörperung der Gefahr schlechthin, eine grausame Bedrohung für uns alle.«

»Ein Mädchen?« fragte Ken Elliott ungläubig.

»Sie hat versucht, Accon zu vernichten, wird es immer wieder versuchen«, behauptete der Stellvertreter. »Du könntest Accon mit einer großen Tat für dich gewinnen. Vielleicht gelingt es dir sogar, mich damit als Stellvertreter abzulösen.«

»Stellvertreter? Ich?« Elliott fuhr sich mit zitternder Hand über die Augen.

»Vor Accon sind wir alle gleich, Bruder.«

Ken Elliott wurde siedendheiß. Bruder! Der Stellvertreter hatte ihn zum erstenmal Bruder genannt! Freude und Haß durchtobten ihn.

Freude darüber, daß er die Schwelle zu Accon überschritten hatte, und Haß auf die Todfeindin, deren Schrei er vorhin vernommen hatte.

»Was soll ich tun?« fragte Elliott, ohne sich darüber im klaren zu sein, daß er damit sein Schicksal entschied.

»Beseitige die Gefahr! Hast du die Kraft, das für Accon zu tun?«

fragte der Stellvertreter.

Er sprach nicht selbst aus sich, als er sagte: »Ja, ich habe diese Kraft – für Accon.«

Sie hatten ihn in einen blinden Fanatismus manövriert, ohne daß es ihm auffiel. Sie schoben immer Accon vor, so daß er sich genötigt sah, diesen zu verteidigen. In seinem Kopf spielte sich Unbeschreibliches ab. Er war nicht mehr imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Es kam ihm so vor, als stünde er neben sich, und was dieser andere Ken Elliott vorhatte, geschah nicht mit seinem Einverständnis.

Dieser andere Ken Elliott war drauf und dran, für Accon zu töten, ohne mit der Wimper zu zucken. Er redete sich ein, daß es sein müsse, und war tatsächlich bereit, »die Gefahr zu beseitigen«, wie es der Stellvertreter umschrieben hatte. Aber es war MORD!

***

Wieder führten sie ihn in einen anderen Raum, und Ian Warner legte

eine merkwürdige Kleidung für ihn bereit. Der Stellvertreter befahl ihm, in dieses graubraune Fell zu schlüpfen, und da er bedingungslosen Gehorsam versprochen hatte, zog er es an. Von nun an hatte er keine Hände mehr, sondern Pranken, und er sah lange, spitze Stahlkrallen, die daraus hervorragten.

Er hörte, wie der Stellvertreter sagte, er könne das Fell als sein Eigentum betrachten. Jedes Mitglied der Sekte besitze eine solche Kleidung. »Wenn Accon kommt«, erklärte der Stellvertreter, »wird er unser Wesen erweitern. Wir werden dann keine gewöhnlichen Menschen mehr sein. Accons Kraft wird uns ihm näherbringen. Er wird uns erheben, und wir werden nicht mehr länger nur in Irdischem verwurzelt sein. Wir alle haben denselben großen Wunsch, und Accon wird ihn uns erfüllen.«

Ken Elliott wußte nicht, was das für ein Wunsch war, und es kam ihm nicht in den Sinn, danach zu fragen. Er ließ sich treiben, wurde zum Spielball der widersprüchlichsten Gefühle und konnte bald nicht mehr glauben, daß ihm das alles wirklich passierte.

Ein kurzes Erschrecken geisterte über sein mit Sommersprossen übersätes Gesicht, als er sah, was ihm Ian Warner mit beiden Händen überreichte. Ein Kopf war es.

Der Schädel eines Wolfes!

Viele Lichter gingen ihm auf einmal auf. Werwölfe hatten die Bank überfallen. Kurz vor dem Überfall hatte Ian Warner ihn gebeten, ihn zu vertreten… Ian war weggegangen, um sich an dem Überfall zu beteiligen! Deshalb hatten die Monster in der Bank so gut Bescheid gewußt!

»Setz die Maske auf«, verlangte Ian.

Elliott zögerte. Eine Sekte, die sich ganz der Nächstenliebe und der Friedfertigkeit verschrieben hatte, überfiel eine Bank! Und einen Juwelierladen, wie das Fernsehen berichtet hatte. Dort hatte es sogar einen Toten gegeben.

Ian Warner erkannte, daß der Freund und Kollege zu begreifen begann. »Was wir tun, tun wir nicht für uns«, sagte er. »Uns treiben keine eigennützigen Motive. Wir tun alles nur für Accon. Er liebt den Prunk. Niemand von uns ist so reich, um Accon zufriedenstellen zu können. Irgendwoher mußte das Geld aber kommen. Es hat sieben Jahre gedauert, bis wir die Voraussetzungen für Accons Kommen geschaffen hatten. Ein winziger Schritt trennt uns jetzt nur noch von Accons Erscheinen. Dann wird er uns reich belohnen. Auch dich, obwohl du als letzter zu uns kamst… Setz die Wolfsmaske auf, und tu, was Accon von dir erwartet, Ken.«

Elliott gehorchte, und Ian und der Stellvertreter führten ihn in den Betsaal, wo sich zehn Werwölfe versammelt hatten. Zum erstenmal erfuhr Ken Elliott, wie Accon aussah, und eiskalte Schauer liefen über

seinen Rücken.
Accon glotzte ihn mit seinen riesigen leeren Augenhöhlen an, und Elliott war auf einmal nicht mehr so sicher, ob er der Sohn dieses großen Totenschädels werden wollte.
Aber war jetzt noch eine Umkehr möglich? Er hatte in seiner Verblendung einen Eifer an den Tag gelegt, der ihm nun zum Verhängnis zu werden drohte. Wer A sagt, muß auch B sagen, heißt es. Nun, A hatte Ken Elliott mit einer so großen Begeisterung gesagt, daß ein Rückzieher unmöglich geworden war.
Accon – eine Knochenfratze!
Elliott hatte ihn sich ganz anders vorgestellt. Ein Mann mit schlohweißem langem Haar und einem unendlich gütigen Gesicht, das war Accon für ihn gewesen. Was sich ihm hier über dem Altar hängend präsentierte, sah grauenerregend aus. Nein, mit diesem Accon wollte er nichts zu tun haben, und auch nicht mit seinen Söhnen, die raubten, plünderten und mordeten, um ihrem Herrn jenen Prunk bieten zu können, den er liebte.
Der rothaarige Junge sah die sechs gläsernen Mädchen, und ihm kam der Verdacht, daß sie einmal gelebt hatten. Man hatte sie Accon geopfert. Grauenvoll.
Der Stellvertreter führte Ken Elliott zum Altar, über den ein weißes Tuch gebreitet war – und unter diesem Tuch zeichnete sich der nackte Körper eines Mädchens ab!
O nein! schrie es in Ken Elliott. In was für einen gefährlichen Wahnsinn bin ich durch meinen verrückten Eifer geraten?
Ian Warner blieb zurück. Der Stellvertreter trat mit Ken Elliott an den Altar und griff nach dem weißen Seidentuch. Er hob es hoch, damit Elliott das Gesicht des Mädchens sehen konnte.
Sie war sehr schön und schien zu schlafen. Vorhin hatte sie geschrien. Ken nahm an, daß man ihr mit einem Schlag die Besinnung geraubt hatte, und seine Aufgabe sollte es nun sein, sie zu töten.
»Die Krallen sind sehr scharf«, sagte der Stellvertreter, »und die Kehle unserer Todfeindin wird dir ungeschützt dargeboten. Befreie uns von dieser Gefahr, Bruder! Laß Accon deinen guten Willen erkennen, damit er auch dich belohnen kann, wenn er hier eintrifft.«
Ken Elliott vibrierte vor Angst.
Ich kann es nicht! schrie es in ihm. Ich will es nicht! Es ist Mord!
Ich bin kein Mörder! Ihr dürft so etwas Schreckliches nicht von mir verlangen! Ich glaube, jene, die behaupten, Accon wäre ein Dämon, haben recht.
Liebe, Güte, Freundschaft, Hilfsbereitschaft, Friedfertigkeit… Das sind harmlose Worte, hinter denen ihr euch versteckt, mit denen ihr die Menschen täuscht. In Wirklichkeit wollt ihr nur Böses tun, und ich naiver Dummkopf bin darauf hereingefallen. Wenn ich dieses

Mädchen töte, gehöre ich wirklich zu euch, dann bin ich ein Mörder wie ihr! Bestimmt habt ihr alle schon einen Menschen umgebracht.

In diesen Kreis aus Schurken und Verbrechern will ich nicht aufgenommen werden. Ich will nach Hause…

»Nun!« sagte der Stellvertreter drängend. »Wir warten!«

»Ich… ich kann nicht«, drang es gepreßt aus dem Wolfsmaul.

»Du hast gesagt, du würdest Gleiches mit Gleichem vergelten«, herrschte ihn der Stellvertreter mit verhaltenem Zorn an. »Ich sagte: Tod jenen, die uns töten wollen! Und du warst damit einverstanden. Du warst mit uns der Meinung, daß wir Accon schützen müssen. Accon ist das Höchste, und er ist jedes Opfer wert! Waren das nicht deine Worte?«

»Ja, aber…«

»Du gelobtest bedingungslosen Gehorsam! Muß ich dich daran erinnern?«

»Ich kann dieses Mädchen nicht umbringen.«

»Das ist sehr schlecht für dich«, sagte der Stellvertreter mit drohendem Unterton. »Du hast dich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen bei uns eingeschlichen, hast unser Vertrauen mißbraucht. Jetzt, wo du dich zu erkennen gibst, sehen wir, daß du weder für uns noch für Accon bist. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, und in jenen, die gegen uns sind, müssen wir unsere Feinde sehen! Du weißt, wie wir mit unseren Feinden umzugehen, gezwungen sind! Also entscheide dich! Aber entscheide dich rasch. Wenn du gegen uns bist, mußt du sterben wie dieses Mädchen!«

***

Wir befanden uns in einem großen Lagerhaus. Eine halbe Ruine war das. Durch große Löcher im Dach konnten wir den abendlichen Himmel sehen. In meiner Schulter pochte ein Schmerz, den ich zu ignorieren versuchte.

Es war uns gelungen, den beiden »Wölfen«, die Alexis Bums entführt hatten, auf den Fersen zu bleiben. Sie rasten mit einem Kastenwagen davon, und wir mit dem Peugeot hinterher.

Während der Fahrt telefonierte ich mit Tucker Peckinpah. Er war wieder einmal mit Gold nicht aufzuwiegen, versicherte mir, daß ich mir wegen Murray Adams keine Gedanken zu machen brauche, das würde er für mich bereinigen. Mein Wort, daß ich den Mann nicht mit Absicht getötet hatte – und daß im übrigen eine Notwehrsituation geherrscht hatte, genügte ihm. Genau genommen hatte es sich Murray Adams selbst zuzuschreiben, daß er nicht mehr lebte. Dennoch hatte ich ein flaues Gefühl im Magen, weil er an meiner Kugel gestorben war. Es hätte mich unvergleichlich mehr befriedigt, wenn es mir gelungen wäre, Adams ins Zuchthaus zu bringen.

Okay, es war uns gelungen, dranzubleiben, und nun schlichen wir durch diese Lagerhausruine, in die die Kerle Alexis Bums gezerrt hatten. Die Stirnseite des Gebäudes stieß gegen die Themse. Die Einsamkeit dieser Gegend war nicht zu unterbieten. Hier schienen sich nicht einmal Ratten wohl zu fühlen. Kein Fiepen, kein Rascheln – gar nichts.

Nur Friedhofsstille.

»Als hätte der Boden sich aufgetan und sie verschluckt«, sagte Mr. Silver.

»Ich vermute, etwas in der Art ist wirklich passiert«, versetzte ich.

»Nur glaube ich nicht, daß sich der Boden von alleine aufgetan hat. Da haben die ›Monster‹ schon etwas nachgeholfen.«

»Du meinst… ein Abstieg in die Unterwelt?«

»Allerdings.«

Wir trennten uns und schauten uns jeden Quadratmeter Boden genau an. Um meinen linken Arm zu schonen, schob ich die Hand in die Hosentasche. Zehn Minuten intensivsten Suchens vergingen, dann sah ich plötzlich Mr. Silver heftig winken und eilte zu ihm. Er öffnete eine Bohlentür, die man bei weniger Aufmerksamkeit leicht übersehen konnte, und wir gelangten auf diesem Wege schier in eine andere Welt.

Ich hielt es kaum für möglich. Neonlicht, Stufen aus Marmor, ein Handlauf aus purem Gold! Wir hatten Accons Tempel gefunden. Ich rief mir sofort die Baupläne ins Gedächtnis, die Mr. Silver fotokopiert hatte, und es gelang mir erstaunlich gut, mich zu orientieren.

Da sich der Ex-Dämon mit den Plänen nicht so eingehend beschäftigt hatte wie ich, verließ er sich auf meine Ortskenntnisse. Ich wußte, in welcher Richtung der Betsaal lag, und auf dem Weg dorthin öffneten wir alle Türen, an denen wir vorbeikamen.

In einem der Räume kochte und wallte in einem riesigen Metallbehälter Kunstglas. »Das Tauchbad für Hanya Burns«, sagte ich schaudernd.

Über dem Metallbehälter war eine Goldschiene an der Decke befestigt, und an dieser hing eine goldene Laufkatze. Selbst hier hatten »Accons Söhne« nicht mit Prunk gespart.

»Es ist alles für das siebente gläserne Mädchen vorbereitet«, sagte Mr. Silver. »Hanya muß nur noch sterben.«

»Mit Alexis haben sie ein Mädchen zuviel.«

»Sie werden bestimmt auch sie nicht am Leben lassen«, sagte Mr. Silver. »Da für sie kein Sockel mehr vorhanden ist, haben sie vor, die Leiche verschwinden zu lassen, nehme ich an. Es sei denn, Accon beansprucht sie für sich.«

»Noch ist die Formel nicht restlos erfüllt, aber ich weiß nicht, ob wir uns zu sehr darauf verlassen sollten. Die Formel besteht aus lauter

Äußerlichkeiten, mit denen ›Accons Söhne‹ beweisen dürfen, wie weit sie für ihren Herrn zu gehen bereit sind. Aber was sollte Accon daran hindern, zum Beispiel jetzt schon in diesem Tempel zu erscheinen?«

»Nichts«, brummte Mr. Silver.

»Eben«, sagte ich.

»Accons Söhne« schienen sich in ihrem unterirdischen Reich sehr sicher zu fühlen. Wir begegneten keiner einzigen Wache.

Dafür stießen wir auf eine Tür, die sich nicht öffnen ließ. Mr. Silver änderte das. Sekunden später schwang die massive Eichentür mit dem goldenen Knauf zur Seite, und wir sahen ein verstörtes Mädchen, das auf dem kalten Marmorboden saß und ängstlich von uns wegrutschte.

Es war Hanya Burns. Ich erkannte sie an ihrem Kleid. Alexis hatte ein anderes getragen, als wir zu ihr in die Wohnung kamen. Als Hanya mich als den Mann erkannte, den sie heute morgen um Hilfe gebeten hatte, konnte sie es kaum glauben.

Verdutzt sah sie mich an. »Ich bin es wirklich«, sagte ich, trat auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie ergriff sie, und ich zog sie hoch. »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Die Geschichte ist zu lang. Ich kann sie Ihnen jetzt nicht erzählen.«

»Ich habe vorhin meine Schwester schreien hören.«

»Man hat Alexis hierher verschleppt.«

Hanya krallte ihre Finger in mein Jackett. »Sie müssen ihr helfen. David McShane und seine Komplizen werden sie umbringen.«

»Warum haben diese Männer Sie gejagt? Weil Sie zuviel über ihre Sekte wissen, oder weil Sie das siebente Opfer für Accon werden sollen?«

»Aus beiden Gründen. Alexis und mir gelang es, hinter das schreckliche Geheimnis dieser Sekte zu kommen… Bitte retten Sie Alexis! Machen Sie schnell, sonst ist es zu spät!«

Ich beschrieb ihr den Weg in die Freiheit und fragte, ob sie ihn allein gehen könne. Wieder bat sie uns eindringlich, Alexis zu retten.

Dann lief sie in die Richtung, aus der Mr. Silver und ich kamen.

»Und wir machen weiter«, sagte ich zu meinem Freund und Kampfgefährten. »Komm.«

Wir öffneten vorsichtig die Tür, die in den Betsaal führte. Es gab mir großen Auftrieb, zu wissen, daß Hanya Burns außer Gefahr war.

Meine Freude bekam aber gleich wieder einen Dämpfer, als ich sah, was im Betsaal passierte.

Alexis Burns lag auf einem Marmoraltar, war offensichtlich nackt und mit einem weißen Tuch zugedeckt. Ein grauhaariger Mann und ein Werwolf standen unmittelbar vor ihr.

Ich wußte nicht, wie David McShane aussah, glaubte aber, daß der Grauhaarige der Manager des Poloclubs war.

»Zum letztenmal, Ken Elliott!« herrschte er den Werwolf an. »Töte

sie! Töte dieses Mädchen! Ich, Accons Stellvertreter, befehle es dir!«

Das Monster schüttelte seinen grauenerregenden Schädel, und dann überstürzten sich die Ereignisse. Ken Elliott trat zurück. Er griff mit seinen Pranken nach dem Schädel und befreite sich davon.

Das Gesicht eines rothaarigen, sommersprossigen Jungen kam zum Vorschein.

»Ich kann nicht!« schrie er und warf die Maske fort. »Ich will das nicht tun! Das ist Mord! Ich bin kein Mörder! Ich dachte, Accons Söhne wären friedliebend, sanft und voller Herzenswärme, doch das stimmt nicht! Ihr seid grausame, hartherzige Teufel! Ich will mit euch nichts zu tun haben!«

»Das wagst du hier, in diesem Kreis von Auserwählten, zu sagen?« brüllte der Stellvertreter wütend. »Damit hast du dein eigenes Todesurteil gesprochen! Ergreift ihn, Brüder! Dieser Verräter, der sich unser Vertrauen erschlichen hat, darf den Tempel nicht lebend verlassen!«

Ken Elliott hetzte los.

Alexis Bums kam in diesem Augenblick zu sich, und Accons Stellvertreter hielt plötzlich einen blinkenden Platindolch in der Hand.

Meine Kopfhaut zog sich zusammen.

Er hatte dem rothaarigen Jungen befohlen, das Mädchen zu töten.

Nun wollte er es selbst tun. Während sich die als Werwölfe maskierten Sektierer auf Elliott konzentrierten, hob David McShane den Dolch zum tödlichen Stoß.

Alexis schrie, schrie, schrie.

Ich hielt meinen Colt Diamondback mit beiden Händen fest. Mir war klar, daß es jetzt um Sekundenbruchteile ging. Dennoch mußte der Schuß sitzen, sonst war das Mädchen verloren.

Ich atmete nicht, zielte gewissenhaft und zog den Stecher durch.

Der Diamondback brüllte, und David McShane schrie auf. Es riß ihn herum, der Platindolch flog davon, und der Stellvertreter hielt sich das blutende Handgelenk.

Schmerz, Wut und Haß verzerrten sein Gesicht. Die Sektierer waren einen Augenblick perplex. Sie vergaßen sogar Ken Elliott für einen Moment.

Aus mehreren Kratzwunden blutend, kroch der rothaarige Junge zwischen ihnen hervor, und ehe sie es verhindern konnten, sprang er hoch und rannte auf uns zu. Der Stellvertreter wies in unsere Richtung und brüllte einen Befehl. Die »Söhne Accons« warfen sich uns entgegen.

Aber bevor es zum Kampf kam, geschah etwas, womit wir alle in diesem Moment nicht rechneten.

Accon griff ein!

Ich hatte es befürchtet.

***

Plötzlich war der Tempel erfüllt von der Magie des roten Hexers.

Ich spürte sie, und mir kroch das Grauen über den Rücken. Jetzt wurde dieser Fall, der so gewöhnlich angefangen hatte, haarig. Mein Mund trocknete aus, als ich sah, wie sich Accon vom Wandgobelin löste. Der riesige Totenschädel schwebte durch den Betsaal.

»Accons Söhne« warfen sich auf den Boden, und er erfüllte ihnen gleich zu Beginn seines Erscheinens ihren größten Wunsch: Er machte sie zu echten Werwölfen, zu dämonischen Wesen. Ob sie nun Monstermasken trugen oder nicht – sie wurden zu gefährlichen, geifernden Bestien. Auch McShane.

Magische Nebel wallten durch den Betsaal, erreichten die gläsernen Mädchen und beseelten sie.

Alexis Bums fand endlich die Kraft, sich zu erheben. Das weiße Tuch flatterte zu Boden, und das Mädchen bot sich nackt unseren Blicken. Schnell sprang Alexis vom Altar, hob das Tuch auf, schlang es um ihren Körper und stürmte auf uns zu.

Ich rief ihr zu, daß wir Hanya befreit hätten, und dann schickte ich sie mit Ken Elliott aus dem Tempel.

Ein gläsernes Mädchen nach dem anderen stieg vom Sockel. Sechs von schwarzem Leben durchpulste Glasleichen bildeten eine Front gegen uns – und die andere Front bestand aus zwölf aggressiv knurrenden Werwölfen.

Sie alle wollten unseren Tod!

Mein Blick suchte Accon, doch vor seinem Schädel hatte sich dichter Nebel zusammengebraut, so daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. Vielleicht befand er sich gar nicht mehr hinter dieser Schwadenwand.

Ich hatte keine Zeit, mir Gewißheit zu verschaffen, denn die Glasmädchen und die Werwölfe rückten langsam näher.

Mir fiel auf, daß sich Mr. Silver mit Silberstarre schützte, und ich beneidete ihn einmal mehr um diese Fähigkeit, die mir in diesen Minuten höchst willkommen gewesen wäre.

Trotz des Schmerzes in der Schulter war ich entschlossen, in diesem Kampf auf Leben und Tod auch meine Linke einzusetzen. Ich holte meinen magischen Flammenwerfer aus der Tasche, ein harmlos aussehendes Silberfeuerzeug, das es »in sich« hatte.

Mr. Silvers Finger wuchsen und wurden spitz. Seine Handkanten verwandelten sich in scharfe Silberbeile. Er war für den Kampf bestens gewappnet. Mein Freund brauchte keine zusätzlichen Waffen.

Er war von Kopf bis Fuß zu einer Waffe geworden, vor der sich die schwarze Front in acht nehmen mußte.

Der Ex-Dämon wartete nicht, bis die Gegner losstürmten, sondern ergriff die Initiative. Entschlossen wuchtete er sich der Wolfphalanx entgegen. Er warf sich mitten hinein in die Wand aus graubraunen

Leibern und trug den Tod in die Reihen derer, die von Accon zu Schwarzblütlern gemacht worden waren.

***

Ich richtete meinen Colt Diamondback auf eines der Glasmädchen.

Sie bewegten sich wie Zombies, streckten mir die Hände entgegen.

Der Schuß donnerte, das geweihte Silber hieb mitten in den Glaskörper, und er zerplatzte. Splitter flogen nach allen Seiten davon.

Mr. Silver dezimierte mittlerweile die Anzahl der Werwölfe. Zwei Werwölfe, die sich auf ihn gestürzt hatten, lebten schon nicht mehr.

Ich drückte auf den Knopf meines magischen Flammenwerfers.

Vor der Düse stand eine armlange Feuerzunge, die ich gegen die gläsernen Mädchen einsetzte. Als die Flammenzunge über das erste Mädchen leckte, zuckte es zurück, doch das nützte ihm nichts.

Das Feuer stieß gegen den Glaskörper, stob auseinander und entwickelte mit Hilfe der weißen Magie, die der brennenden Flüssigkeit beigemengt war, eine so große Hitze, daß das Glas Sprünge bekam, zersplitterte und in einem Regen aus tausend Scherben zu Boden regnete.

Aber die verbleibenden vier Glasmädchen ließen mir keine Atempause.

Eine Glasfaust traf meine ohnedies schon verletzte Schulter. Ich schrie auf, und kalter Schweiß brach mir aus den Poren. Ich fiel gegen die Wand, und schon waren die Mädchen heran.

Ich versuchte, sie von mir zu stoßen, doch wenn ich eine zurückrammte, war sofort eine andere zur Stelle, die mich mit harten Fäusten attackierte.

Ich drückte immer wieder ab, feuerte so lange, bis keine Kugel mehr in der Trommel war. Auf diese Weise schaffte ich zwei Glasmonster. Aber dann erwischte mich ein Treffer, der mich hart an den Rand einer Ohnmacht brachte.

Ich sah kaum noch etwas, spürte, daß sich eiskalte Glasfinger um meinen Hals legten und zudrückten. Obwohl ich mich im Moment kaum noch auf den Beinen halten konnte, kämpfte ich mit zäher Verbissenheit.

Das Leuchten des Flammenwerfers drang nur wie ein fahler Schimmer in mein Bewußtsein, und plötzlich zersplitterten die Glasfinger an meiner Kehle. Ich bekam wieder Luft.

Der trübe Schleier vor meinen Augen zerriß, und ich sah, daß keine der Angreiferinnen übrig geblieben war. Der Marmorboden war von Glasscherben übersät.

Diese Gefahr war gebannt.

Ich lud meinen Revolver mit dem Speedloader nach. Damit war es mir möglich, alle sechs Kammern auf einmal zu füllen – ein großer

Vorteil, wenn Sekunden über Leben und Tod entscheiden können.
»Tony!« schrie Mr. Silver in diesem Augenblick.
Sein Warnruf wäre nicht nötig gewesen, denn mir war die mordlüsterne Bestie nicht entgangen, die auf mich zuhetzte. Die bernsteinfarbenen Lichter des Werwolfs funkelten mich gierig an. Eine rote Zunge hing dem Ungeheuer aus dem Maul. Geifer tropfte auf den Boden.
Das Monster spannte die harten Muskeln und stieß sich kraftvoll ab. Das Knurren ähnelte dem Gebrüll eines Löwen. Mit vorgestreckten Pranken flog die Bestie auf mich zu.
Ich sprang zur Seite, hob den Colt und feuerte.
Das Ungeheuer jaulte auf, krümmte sich in der Luft und schlug neben mir auf. Schwarzes Dämonenblut tränkte das Fell. Ich erkannte, daß das Tier nicht tödlich getroffen war.
Die Silberkugel hatte den Werwolf nur gestreift. Von dieser Verletzung hätte sich das Scheusal wieder erholt. Ich beging nicht den Fehler, den Wolf nicht weiter zu beachten.
Er glaubte, mich täuschen zu können, indem er sich tot stellte, aber ich fiel auf den Trick nicht herein. Meine zweite Kugel löschte sein Leben endgültig aus. Erst jetzt wandte ich mich von ihm ab.
Dann unterstützte ich Mr. Silver. Ich stieß einen Werwolf die Flamme meines magischen Feuerzeugs in die schreckliche Fratze.
Die vernichtende Kraft des Feuers zwang das Untier in die Knie.
Die Flammen zerstörten seine schwarze Seele.
Mr. Silver ließ aus seinen perlmuttfarbenen Augen Feuerlanzen rasen. Sie trafen den Körper eines Schwarzblütlers und töteten ihn auf der Stelle. Dann schien es, als wollten die Werwölfe aufgeben. Nur zwei griffen Mr. Silver noch an. Die anderen zogen sich zurück. Gegen Mr. Silver hatten die Angreifer keine Chance. Einer der Werwölfe brach getroffen zusammen, und ehe er sich wieder erheben konnte, setzte ihn der Ex-Dämon mit seinem Feuerblick außer Gefecht.
Vier Wölfe suchten das Weite!
Sie legten in diesem Augenblick die Wolfsgestalt ab, und ich erkannte in den Männern, in die sie sich zurückverwandelten, David McShane und jene drei Kerle, die mich mit ihren Poloschlägern bearbeitet hatten.
Sie brachten sich durch eine Tür, die sich seitlich vom Altar befand, in Sicherheit.
Mr. Silvers Dolchfinger stachen zu. Sein wendiger Gegner schnellte nach links. Dadurch traf ihn der Ex-Dämon nicht so, wie er es beabsichtigt hatte, aber er verletzte ihn immerhin so schwer, daß das Biest an eine Fortsetzung des Kampfes nicht mehr dachte.
Der Werwolf torkelte.
Mr. Silver ließ ihn nicht entkommen. Dann sah er sich suchend um.

»Wo sind die anderen?« wollte er wissen.

Ich wies auf die Tür, durch die McShane und seine drei Kumpane verschwunden waren. »Abgehauen.«

»Und Accon?«

Ich zuckte mit den Schultern. Der große Knochenschädel des roten Hexers war ebenfalls verschwunden. Der Nebel, in den er sich gehüllt hatte, hatte sich aufgelöst. »Accon scheint seine Söhne ihrem Schicksal zu überlassen«, sagte ich.

McShane und seine Begleiter waren jetzt Schwarzblütler. Accons Magie hatte sie zu dämonischen Wesen gemacht, die wir nicht entkommen lassen durften, sonst brach in London das Werwolffieber aus.

Wir brauchten darüber kein Wort zu verlieren. Sowohl der Ex-Dämon als auch ich wußten, wie wichtig es war, auch die restlichen vier Werwölfe zur Strecke zu bringen.

Im Moment sahen sie völlig harmlos aus – wie gewöhnliche Menschen eben. Aber die Bestie schlummerte in ihnen und konnte jeden Augenblick wieder aus ihnen hervorbrechen.

Wir folgten ihnen, hetzten durch einen langen Gang, der einem Stollen glich, erreichten Stufen, und während wir diese hinaufstürmten, legte der Ex-Dämon die Silberstarre ab. Es war im Moment nicht nötig, daß er sich auf diese Weise schützte.

Etwa zweihundert Meter von der Lagerhausruine entfernt kamen wir an die Oberfläche, und sofort sahen wir McShane und seine schwarzblütigen Brüder wieder. David McShane schaute kurz zurück. Als er uns sah, rief er seinen dämonischen Komplizen etwas zu. Sie schwenkten in eine düstere Straße ein und entschwanden kurz unseren Blicken.

Als wir sie wiedersahen, erkannte ich bestürzt, welches Ziel sie hatten. »O nein!« stieß ich zornig hervor.

Die vier Männer, die die Hölle im Leib trugen, erreichten Augenblicke später das Gebäude einer U-Bahn-Station.

McShane und seine Höllenkumpane stürzten sich förmlich in das Gebäude.

»Verdammt, das sehe ich gar nicht gern!« knurrte Mr. Silver.

»Hoffentlich fährt nicht ausgerechnet jetzt ein Zug in die Station ein«, keuchte ich.

Endlich erreichten auch wir das Stationsgebäude. Ein süßlicher Geruch schwang uns entgegen, aber es war zum Glück nicht Blut, wonach es roch, sondern Pfeifentabak.

Meine Befürchtung wurde zur quälenden Wahrheit. Der herandonnernde U-Bahn-Zug schob ein Luftpolster vor sich her und drückte es in die Station. Wir sprangen die Stufen hinunter. Der Zug hielt, Menschen stiegen aus, und Menschen stiegen ein.

Aber nicht nur Menschen!
Sondern auch vier Männer, die dem Bösen verfallen waren!

***

Wir schafften es gerade noch, mitzukommen. Hinter Mr. Silver und mir schlossen sich die automatischen Türen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir waren »an Bord« – und mit uns die Hölle, doch das ahnten die Fahrgäste nicht.

Wir wußten nicht, in welchem Waggon sich die Dämonen befanden, mußten sie suchen und schneller finden, als sie in diesem Zug für Angst, Schrecken und Tod sorgen konnten.

Der Ex-Dämon und ich wechselten von einem Waggon in Wen nächsten. Jeden Fahrgast schauten wir uns genau an. Einige schauten zurück, und jene, denen die Verletzung an meiner linken Schulter auffiel, reagierten darauf entweder überrascht oder erschrocken.

Mein Puls raste.

Jeden Moment konnten sich die vier Männer in reißende Bestien verwandeln und über die Menschen, mit denen sie zusammen waren, herfallen. Wir konnten nur hoffen, daß es dazu nicht kam.

Ein gewöhnlicher Wolf ist nur dann gefährlich, wenn er Hunger hat. Bei McShane und seinen Höllenkomplizen verhielt es sich jedoch anders. Sie hatten immer Hunger, und die Lust am Töten befand sich ständig in ihnen. Sie wurden von dieser Lust geradezu beherrscht.

Während wir durch die Waggons eilten, fragte ich mich, welche Pläne Accon nun hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der rote Hexer sich mit einem so kurzen Gastspiel zufriedengab. Was war von seiner Seite noch zu erwarten? Nichts Gutes! Das stand auf jeden Fall fest.

Mr. Silver blieb unvermittelt stehen.

»Was ist los?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Accon«, sagte er grimmig. »Ich fühle seine Nähe!«

***

David McShane stand mit seinen schwarzblütigen Brüdern neben der Waggontür. Eine unbändige Wut kochte in ihm. Es ärgerte ihn maßlos, daß er fliehen mußte, jetzt, wo er Accons Kraft in sich spürte.

»Der Tempel«, knurrte er mit funkelndem Blick. »Viele unserer Brüder… Verloren! Verdammt, das dürfen wir nicht einfach hinnehmen! Wir werden diese Kerle ausfindig machen und zurückschlagen!«

»Einer der beiden ist kein Mensch«, sagte der Mann, der rechts neben McShane stand.

»Accon wird uns helfen, ihn für das, was er getan hat, grausam zu bestrafen!« sagte David McShane überzeugt.

»Werden wir Accon wiedersehen?«

»Wir tragen ihn in uns«, sagte der Stellvertreter. »Die Kraft des roten Hexers hat uns zu Höllenwölfen gemacht. Wir sollten uns dafür dankbar erweisen, Brüder.«

McShane blickte sich um. Er sah Männer und Frauen verschiedenen Alters. Leichte Beute, denn die Menschen waren in diesen Zug eingeschlossen. Ein böses, grausames Grinsen huschte über das Gesicht des Stellvertreters, und einen Augenblick später setzte die Metamorphose ein.

Das dichte Wolfsfell begann zu sprießen, aus den Händen wurden Pranken mit fürchterlichen Krallen. Eine Wolfsschnauze bildete sich, und die Farbe der Augen veränderte sich. Reißzähne schimmerten, und ein gefährliches Knurren rollte durch den Waggon…

***

Als wir Männer und Frauen schreien hörten, wußten wir, wo McShane und seine Brüder zu finden waren. Wir jagten los. Menschen quollen uns in Panik durch die Verbindungstür entgegen. Einige ließen wir vorbei, die anderen drängten wir zurück. Sie stemmten sich in ihrer furchtbaren Angst gegen uns, begriffen nicht, daß wir ihnen helfen wollten.

Das Gebrüll der Wölfe ließ mir eiskalte Schauer über den Rücken laufen.

Wir kämpften uns an die Bestien heran, schoben und zerrten alle Fahrgäste hinter uns, und dann erfuhr der erbitterte Kampf eine Neuauflage. Ich feuerte auf die Monster. In schneller Folge jagte ich Silberkugel um Silberkugel durch den Lauf.

Zwei der Wölfe brachen tödlich getroffen zusammen. Ein dritter sprang mit einem weiten Satz über die verendenden Höllenkreaturen und katapultierte sich mir entgegen.

Ich federte zurück und ließ der Bestie keine Chance.

Während Mr. Silvers Feuerblick den vierten Werwolf niederwarf, setzte ich meinem Gegner ein geweihtes Silbergeschoß genau zwischen die bernsteinfarbenen Lichter. Er verendete wie alle anderen dämonischen Artgenossen, aber wir hatten keinen Grund, aufzuatmen.

Vorhin hatte Mr. Silver gesagt, er fühle Accons Nähe, und nun zeigte der rote Hexer, wozu er imstande war.

Ein seltsam fremder, rötlicher Schein umhüllte plötzlich den U-Bahn-Zug. Der rote Hexer griff in das Geschehen ein! »Silver!«

schrie ich. »Wo ist er?«

Der Ex-Dämon konzentrierte sich auf Accon. »Vor uns! Er muß vor dem Zug sein!«

»Das heißt, wir fahren direkt auf ihn zu!«

»Ja, Tony! Er scheint den ganzen Zug in eine andere Dimension holen zu wollen!«

Mit allen Menschen, die sich darin befinden! schoß es mir siedendheiß durch den Kopf, und ich handelte. Blitzschnell fuhr ich herum und warf mich auf den Griff der Notbremse. Die Plombe zerriß, und bestimmt landeten jetzt fast alle Fahrgäste auf dem Boden.

Mr. Silver und ich blieben auf den Beinen. Ich ließ den Griff der Notbremse nicht los, und der Ex-Dämon umklammerte mit beiden Händen eine Metallstange.

Die Menschen schrien wild durcheinander.

Sobald der Zug stand, schwang ich mich hoch und zertrümmerte mit meinen Absätzen das Glas eines Fensters. Dann gab ich mir einen neuerlichen Schwung, der mich aus dem Waggon beförderte.

Mir war, als wäre ich in eine fremde Welt gesprungen. Eine seltsame Weite schien den Zug zu umgeben. Wir befanden uns nicht mehr in London! Hatte uns der rote Hexer etwa schon in eine andere Dimension geholt?

Dann sah ich ihn. Hoch über dem U-Bahn-Zug hing sein grauenerregender, riesiger Totenschädel, unter dem sich eine Wolke befand, fast wie ein Kissen.

Genauso kannte ich ihn schon vom Wandgobelin her.

Jetzt krochen rötliche Schwaden aus seinen großen Augenhöhlen.

Sie schwebten mir entgegen, und mir war klar, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte, denn in diesen Schwaden befand sich eine für mich mit Sicherheit tödliche Magie.

Ich riß mein Hemd auf und hakte die milchig-silbrige Scheibe des Dämonendiskus los. Ungeahnte Kräfte durchpulsten das Material, das niemand analysieren konnte.

Die Scheibe vergrößerte sich um das Dreifache in meiner Hand.

Ich holte weit und kraftvoll aus und schickte den Dämondiskus auf die Reise.

Accon reagierte nicht. Er schien mich für unwichtig zu halten, nahm wohl nicht an, daß ich ihm gefährlich werden konnte. Wahrscheinlich rechnete er damit, daß seine träge antanzenden Schwaden mich gleich vernichten würden.

Seine Überheblichkeit sollte ihm zum Verhängnis werden. Die rotierende Diskusscheibe fräste sich durch sein Stirnbein, und einen Augenblick später kam es zu einer dumpfen Explosion, die den Schädel des roten Hexers zerfetzte.

Ein heißer Sturm raste auf mich zu und warf mich nieder, und als ich mich wieder aufrichtete, war die Erscheinung verschwunden.

Es gab ihn nicht mehr, diesen gefährlichen schwarzen Streiter. Der Dämonendiskus reagierte auf meinen Willen und kehrte zu mir zurück. Ich hängte ihn an die Kette, und die fremde Welt, die den U-Bahn-Zug umgab, zerfaserte wie ein Trugbild.

Mr. Silver öffnete die Tür, und ich kehrte in den Waggon zurück.

Der Ex-Dämon empfing mich mit einem breiten Grinsen. »Du hast Accon ganz ohne Hilfe geschafft. Darauf darfst du stolz sein.«

»Bin ich auch«, erwiderte ich.

Aus dem Trubel, der danach folgte, holte uns glücklicherweise schon bald Tucker Peckinpah. Wir waren ihm dafür zu ewigem Dank verpflichtet.

ENDE